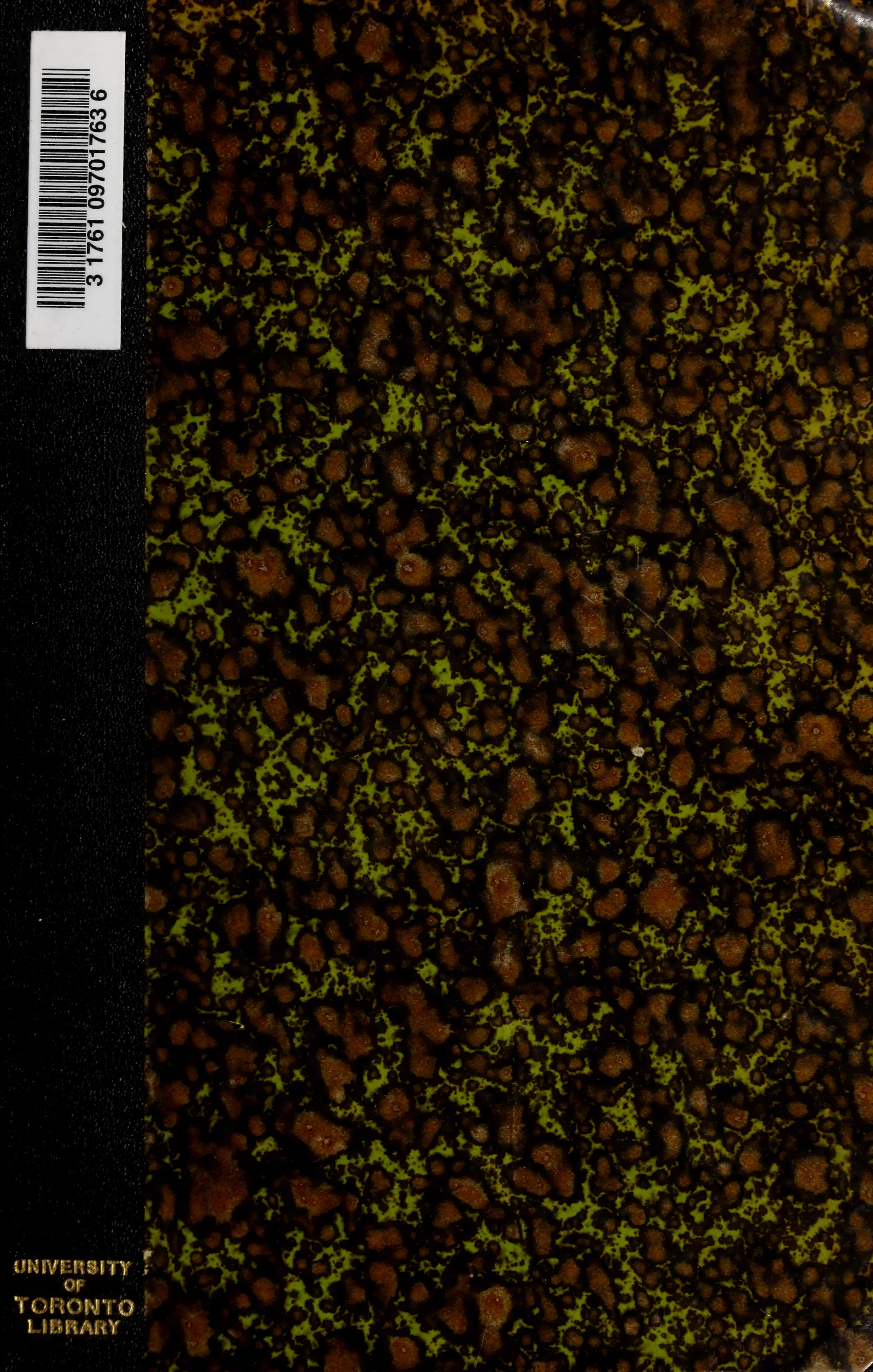

3 1761 09701763 6
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

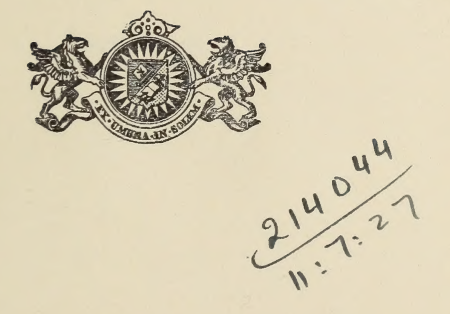
Das Künstlerische

in der

Sprache Schopenhauers.

Von

Sophus Hochfeld
Dr. phil.



Leipzig
Verlag von Johann Ambrosius Barth
1912

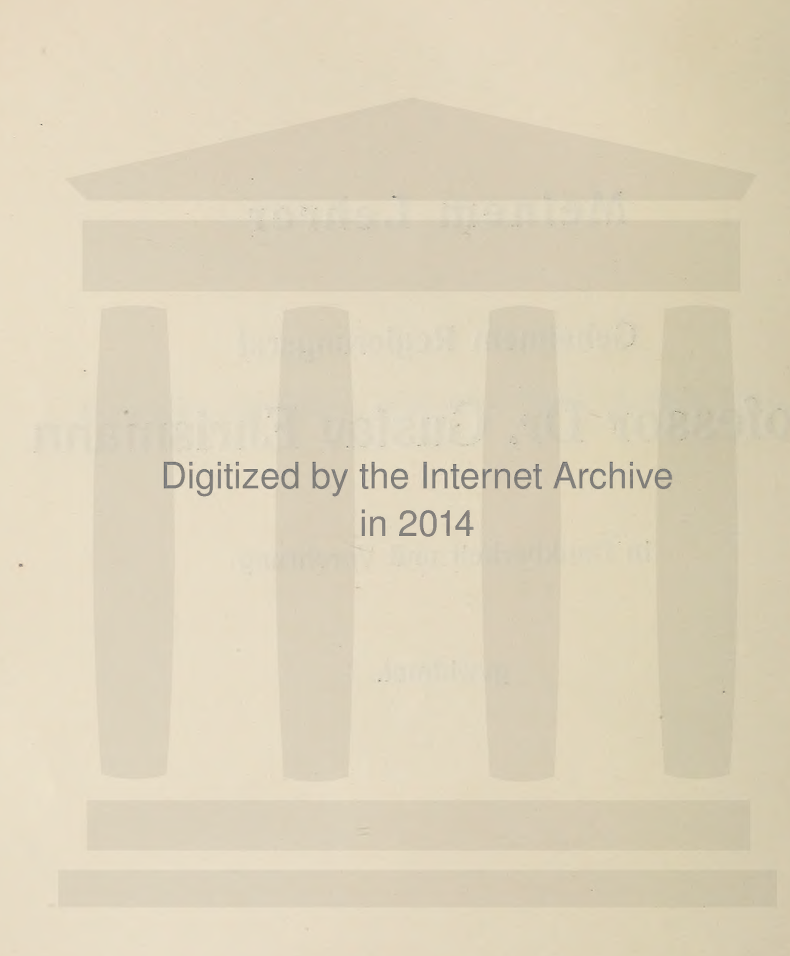
Meinem Lehrer

Geheimem Regierungsrat

Professor Dr. Gustav Ehrismann

in Dankbarkeit und Verehrung

gewidmet.



Vorwort.

Immer weiter greift in philosophischen Kreisen die Überzeugung durch, daſs ein philosophisches System allein nach dem Maſsstabe der Wahrheit gemessen werden dürfe. Man will der Philosophie ein rein wissenschaftliches Gewand geben. „Ist eine Philosophie wahr oder falsch?“ — Das ist die einzige Frage, die uns — so meint man — angeht. Und sicherlich: sind wir nur Philosophen, so werden wir dieses Streben nach Wissenschaftlichkeit als einen Fortschritt begrüſsen. Wird doch so dem Miſskredit gewehrt, den man von so vielen Seiten her den Versuchen, der Lösung des Weltproblems näher zu kommen, entgegenbringt. „Wahr“ oder „nicht wahr“ ist ein Urteil, das sich jede Philosophie gefallen lassen muſs.

Allein es gibt Philosophen, denen man nicht gerecht würde, wollte man vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus ihre Werke bewerten. Ein Platon, ein Schopenhauer, Fechner, Lotze, Nietzsche bieten uns mehr als eine bloſse Welt- und Lebensanschauung. Sie richteten — das wissen wir — ihren Blick auf die Auſsen- und Innenwelt immer nur von gewisser Seite her, sahen die Dinge mit ihren Augen, irrten, tappten umher, wurden längst an tausend Punkten widerlegt und an allen Ecken und Enden überholt. — Wenn wir nun doch uns immer wieder in die Gedanken eines Platon etwa versenken, warum geschieht's? Ist's nur das historische Interesse, von dem wir uns leiten lassen? Ist's uns nur darum zu tun, die philosophische Gedankenbildung in ihrer ganzen Entwickelung uns vor Augen zu führen, also auch in jener kurzen Spanne Zeit, da der Menschengeist hinter Platons Schädeldecke

philosophierte? Oder ist es darum, weil mit ihm der Idealismus auf dem Plane erschien, der — zum Schrecken mancher Philosophen — eine so unendlich grofse Reihe späterer Denker beherrschte?

Das alles — kein Zweifel! — bestimmt uns bei der Lektüre PLATONS. Aber ich glaube, die Lebenszähigkeit PLATONS (man verzeihe den Ausdruck!), die, wie ich zuversichtlich hoffe, noch weitere Jahrtausende dauern wird, und wenn von späteren Generationen jeder seiner Gedanken ad absurdum geführt werden sollte, und wenn man sich unter den Philosophen jedes blofsen historischen Interesses entschlagen sollte, — die Unsterblichkeit PLATONS ist durch ein anderes gesichert: seine Sprache. Philosophie geht hier im Bunde mit der Dichtung.

Wir haben es in der Geschichte der Philosophie nicht blofs mit Denkern, Grüblern, Männern der Wissenschaft zu tun, die sich der Sprache als unabweislichen und darum oft lästigen Hilfsmittels bedienen, die wie Barbaren die Sprache zum Frondienst zwingen; hier gibt es auch Könige, die die Sprache souverän beherrschen, denen sie sich frei und willig beugt.

Wer darum diesen „Dichterphilosophen" nur mit dem kalten Richtspruch nahte: „Wahr oder falsch", der übersähe, dafs er es hier mit Kunstwerken zu tun hat, dafs hier um der Liebe willen zur Sprache allein an einem Irrtum, einem Glauben festgehalten wurde, ja: vielleicht erst der Irrtum möglich war.

Die Sprache bestimmt die Gedanken? Das klingt absurd. Doch seien wir ehrlich! Erinnern wir uns daran, wie lange wir an diesem oder jenem Satze „gefeilt" haben! Was war der Grund dieses Feilens? Und auf welchen Partien unseres Werkes ruhte unser Auge am liebsten?

Keinem Manne hat man in den letzten Jahren mit seinem Urteil „wahr" und seiner Verdammung „unwahr" mehr Unrecht zugefügt als SCHOPENHAUER. So sollen diese Blätter dazu dienen, das an ihm ins helle Licht zu rücken, was man meist übersehen oder aber immer nur kurz angedeutet hat als etwas, was wohl als mustergültig an ihm anerkannt werden müsse: seine Sprache, sein Stil.

Ich bin gewifs, dafs von der Betrachtung seines Stils her auf seine Philosophie ein verklärendes Licht fallen wird, wenn ich mich auch eines Urteils über seine Gedankenbildungen enthalte. — Ich unterziehe mich aber der Aufgabe um so lieber, als ich in SCHOPENHAUER — ich gestehe es offen — den verehre, der mir die Tore zum Heiligtum der Philosophie geöffnet hat. Und wenn sein Glaube

auch schon seit langem nicht mehr der meine ist, so kann ich doch den Meister nimmer verraten; an tausend Ecken und Enden stofse ich immer wieder auf Gedanken, die ich nicht denken würde, wenn ich nicht sein Jünger wäre. — Und noch eins treibt mich zu dieser Arbeit: Man ist geneigt, jetzt Schopenhauers Philosophie für überwunden zu halten; mir ein Zeichen dafür, die folgenden Betrachtungen für zeitgemäfs zu halten.

Doch die Anregung zu diesem Büchlein verdanke ich einem anderen. Und darum habe ich noch ein Wort zu sagen: Spürte ich auch schon von frühester Zeit her etwas wie Liebe zum Laut, zur Muttersprache in mir, so wurde diese Liebe zu einer Macht in mir, als ich — schon im Mannesalter — meine Universitätsstudien wieder aufnahm und meinem Lehrer, Geheimrat Professor Dr. Ehrismann, zu Füfsen safs. Durch seine Führung in die deutsche Literatur wurde ich erst zur rechten Würdigung eines Schriftstellers gebracht. Mehr denn je ward mir klar, welche Bedeutung dem Stil eines Literaten zuzuweisen sei. Und mit einem Schlage kam ich zu der Erkenntnis, dafs ein „Philosoph sein" nicht nur heifse „ein Denker sein", „die Fähigkeit besitzen, Probleme zu sehen und sich mit ihrer Lösung zu beschäftigen", sondern auch „die Sprache beherrschen", kurz: „ein Stilist sein". „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes". Wer Schopenhauers Philosophie zu würdigen unternähme und seinen Stil übersähe, gliche einem Blinden, der die Pracht einer Rose beschreiben wollte und ihr Genüge zu leisten glaubte, wenn er von ihrem Dufte spräche, gliche einem Pfandleiher, der das Gold einer Uhr abwägt, ohne die Arbeit und Kunst des Uhrmachers zu berechnen.

Und weil ich mich in diesem Urteil und Empfinden mit meinem Lehrer eins weifs, so sei das Büchlein ihm geweiht! Sei es ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit für all die Anregungen, die ich in seinem Auditorium von ihm empfangen habe!

Köslin, im April 1912.

Sophus Hochfeld.

Vorbemerkungen.

I.

Da Eduard Grisebachs Ausgabe der Schopenhauerschen Werke die Frauenstädtsche nicht verdrängt, Grisebach auch keineswegs den Beweis dafür erbracht hat, daſs die Ausgabe Frauenstädts wissenschaftlich wertlos ist, so zitiere ich nach beiden Ausgaben mit folgenden Abkürzungen:

F. I—VI	Frauenstädt (2. A.),	Band I—VI.
F. I, Wu.	,,	Band I, ,,Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde".
F. I, S.F.	,,	Band I, ,,Ueber das Sehn und die Farben".
F. IV, Wi.	,,	Band IV, ,,Ueber den Willen in der Natur".
F. IV, E.	,,	Band IV, ,,Die beiden Grundprobleme der Ethik".
G. I—VI	Grisebach (2. A.),	Band I—VI.
G. N. I—IV	,,	Schopenhauers Nachlaß (2. A.), Band I—IV.

Leider liegt die Ausgabe Deussens, die jeder Freund Schopenhauers begrüſsen wird, noch nicht vollständig vor.

II.

Bei Zitaten aus Schopenhauer und dem Register am Schlusse dieser Arbeit habe ich mich streng an Schopenhauers Orthographie

gehalten, eingedenk seines Fluches über jeden, der an seinen Werken irgend etwas „wissentlich ändert, sei es eine Periode, oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen“. (G. VI, 281.)

III.

„Balthasar Gracians Hand-Orakel“ habe ich nicht herangezogen, da ich des Spanischen nicht mächtig bin und demnach Schopenhauers Stil in dieser Übersetzung nicht genügend würdigen kann.

Inhalt.

A. Einleitung.

I. Schopenhauers Bedeutung in der Literatur im allgemeinen.

Friedrich Paulsen bezeichnete einmal uns Studenten gegenüber die Philosophie Kants als die enge Pforte, durch die jeder hindurch müsse, der in das Heiligtum der Philosophie eindringen wolle. — Die Pforte ist in der Tat eng, nicht nur: weil es gilt, den „gesunden Menschenverstand“ abzustreifen und „kritisch“ zu werden, sondern vor allem auch: weil es heifst, sich in die spanischen Stiefel Kantischen Stils und Kantischer Terminologie zu zwängen. Man mufs sich gleichsam dazu bequemen, alles, was man bisher über guten Stil vernommen hat, zu vergessen, und was man an seiner eigenen Sprache liebte und pflegte, abzustreifen, um nicht über geschraubte und verschrobene Sätze, endlose Perioden und stilistische Saltos zu stolpern und zu stürzen. Keine leichte Arbeit! Wer Kant zum ersten Male liest, gerät ins Schwitzen, so dafs man versucht sein könnte, unter „denken“ eine „Tätigkeit“ zu verstehen, wenn uns nicht Rehmke in seiner Monographie: „Das Bewufstsein“ davon überzeugt hätte, dafs es sich beim Denken nicht um eine Tätigkeit handle. Wer seine hundert Seiten aus Kant gelesen hat, kann mit Recht behaupten, dafs er etwas „getan“, dafs er eine „Arbeit“ geleistet habe — mit demselben Rechte, wie der Knecht nach einer Stunde Dreschens seine Glieder auf der Tenne streckt, um sich zu verschnaufen. — Kant studiert man, aber man liest ihn nicht!

Mit Kant hatte die Rücksichtslosigkeit gegen den Leser noch

nicht ihren Höhepunkt erreicht. Das geschah erst mit den Spekulativen. Und unter ihnen war es wieder HEGEL, der — um einen Ausdruck SCHERERS zu gebrauchen — die Sprache mit „vollendeter Barbarei" behandelte. Die Philosophie der FICHTE, SCHELLING, HEGEL teilte mit der Romantik die Verachtung der Klarheit und Nützlichkeit, jener Prinzipien der Aufklärung; und darum vermeidet sie durchaus die einfache und klare Rede. Ihr Streben geht nach Dunkelheit. Eine Bemühung, die nicht ohne Erfolg geblieben ist! Ihre Erzeugnisse scheinen uns nicht dazu angetan, die Gedanken einem anderen mitzuteilen. Man sieht sich überall an die Grenze des überhaupt Möglichen und Sagbaren und Verstehbaren geführt. Mehr noch: man wird sich oft genug nicht imstande fühlen, dem Gedanken„fluge" zu folgen; eine Erkenntnis, die um so niederdrückender wirkt, als der Spekulative sofort bereit ist, uns bei Verzicht der Folge den Stempel: „Inferiores Geschöpf" aufzudrücken.

Die Spekulativen schrieben für sich. Das ist ein Vorzug, wenn es sich nur darum handelt, den Druck loszuwerden, den jeder Schaffende vor dem Werden seines Werkes empfindet. Aber das „für sich Schreiben" wird unerträglich, wenn nun nachher doch der Anspruch auf Beachtung und Bewunderung erhoben wird.

Seltsam, dafs der Deutsche die Barbarismen und Vergewaltigungen seiner Muttersprache durch jene Philosophen so lange ertrug, ja sogar nachahmte oder überbot (ich erinnere an FRIEDRICH KRAUSE); nannte doch das deutsche Volk einen GOETHE seinen Sohn, eben jenen GOETHE, der bereits sein Urteil über den philosophischen Stil gefällt hatte, wenn er sagte: die philosophische Spekulation hat in ihren Stil „ein unsinnliches, breites und aufdröselndes Wesen" hineingebracht.[1]

Wenn man später den Glauben an eine mögliche Philosophie überhaupt verlor, so bin ich geneigt, mit als Moment zur Diskreditierung der Philosophie die rohe und brutale Gewältigung der Sprache durch die Spekulativen anzusehen. Man mufste den Eindruck gewinnen, als handle es sich unter den Philosophen nur um einen „Streit um Worte". — „Philosophen sind Wortverdreher", ist ein Urteil, das noch heute im Volke umgeht.

Von der groben Barbarei unserer lieben Muttersprache auf philosophischem Gebiete hat — so kann man mit Fug sagen — SCHOPENHAUER uns befreit.

---

[1] GOETHE, „Gespräche" V, 64.

Wenn seine Philosophie in ihrer letzten Konsequenz, dem Pessimismus, auch nicht dazu geeignet ist, uns die Welt im Sonnenglanze erscheinen zu lassen, wenn uns sein Urteil über das Menschengeschlecht: „Nichts wert, dumm und schlecht, Fabrikware — massenhaft hervorgebracht, massenhaft beiseite geworfen" auch gerade keinen Anlaſs zu einem freudigen Ja und Amen gibt, an einem Punkte erscheint uns SCHOPENHAUERS Philosophie wie das Morgenrot eines neuen lichten Tages: Wir haben unter den Philosophen einen Poeten; Philosophie geht hier mit Poesie Hand in Hand. — Diese Tat SCHOPENHAUERS, deren Bedeutung wir noch näher kennen lernen werden, ist sein unbestrittener Ruhm, wird ihm nie vergessen werden. Ein Philosoph sein — und dennoch die Sprache als ein Meister beherrschen, bezwingen: das war eine neue Erscheinung. Ja, die Griechen hatten wohl einen Dichterphilosophen gehabt, den göttlichen PLATON. Aber in deutschen Landen war das neu, unerhört. Der eine schrieb lateinisch, der andere französisch. Und das Deutsch eines CHRISTIAN WOLFF? Und was ihm folgte? — Man kann sagen: es war, als wenn das Pendel der philosophischen Sprachentwickelung bis zum äuſsersten Punkte der Sprachverzerrung ausholen muſste, um mit SCHOPENHAUER in die entgegengesetzte Richtung einzusetzen; denn auf ihn folgten DÜHRING, HARTMANN, NIETZSCHE; mit ihm ging FECHNER (der freilich unbeachtet blieb). Und seither ist's für einen Philosophen nicht mehr möglich, sich durchzusetzen, wenn er nicht souverän über die Sprache ist. KANT studierte man; seit SCHOPENHAUER liest man wieder philosophische Werke.

Man nehme einen Band SCHOPENHAUERS zur Hand und schlage eine beliebige Seite auf! Man gibt ihn so leicht nicht wieder fort. Man wird gespannt, gepackt, hingerissen. Man will sehen, was nun kommt, man lacht mit ihm, flucht mit ihm mit, wird für das Schöne in jeglicher Gestalt begeistert, sieht mit ihm schwarz, blickt voll Ehrfurcht auf zu den Heiligen Buddhas, sehnt sich mit ihm nach Erlösung, steigt zu den höchsten Höhen des gottbegnadeten Genies und hinab in die tiefsten Tiefen menschlicher Verworfenheit und Bestialität, sieht im Tiere sich selbst — tat twam asi —, wird vom Mitleid mit den leidenden Brüdern überwältigt und fühlt mit SCHOPENHAUER den Zwiespalt unseres Wesens, die Herrschaft des Willens über den Intellekt; man sieht mit seinen Augen, denkt mit seinen Gedanken, fühlt, wie er fühlt, will, was er will. Man steht in seinem Banne, muſs jedes Wort — wenigstens solange er spricht —

unterschreiben, kann erst mit der Kritik einsetzen, wenn er schweigt, und wir uns vom Strome seiner Rede befreit haben, wie die Lähmung des Mediums erst schwindet, wenn es dem Auge des Hypnotiseurs entrückt ist. Und wenn es sich um die nüchternsten Dinge handelt, das Urteil über KANTS Ätiologie oder Kategorien, man folgt ihm, weidet sich an seiner stilistischen Gewandtheit, mit der er die sprödeste Materie bezwingt, das Reizlose reizvoll macht, und wenn er nur seine Nebensätze mit Invektiven, polternden Ausfällen gegen die plumpe und platte Scharlatanerie der Philosophieprofessoren spickt und würzt, wie man ein weniger mundendes Gericht wohl schmackhaft macht durch formvolle geblümte Teller und künstlerische Dekorationen.

SCHOPENHAUER ist ein Sprachkünstler.

II. Der Maßstab für die Beurteilung der Schopenhauerschen Sprache.

Wollen wir uns darüber Rechenschaft geben, worin das Künstlerische in der Sprache SCHOPENHAUERS besteht, so wird es sich zuvörderst um einen Mafsstab handeln, an dem wir seine Sprache zu messen hätten. Und hier erhebt sich alsbald eine zwiefache Schwierigkeit.

Einmal nämlich haben wir es mit einem Sonderfall zu tun. SCHOPENHAUER ist zunächst und vor allem Philosoph. Hätten wir in ihm einen Epiker, Lyriker oder Dramatiker vor uns, so ständen uns — selbst wenn wir auf die Festlegung einer Norm des Künstlerischen in der Sprache verzichten wollten — doch Vorbilder genug zu Gebote, im Hinblick auf die wir den Poeten beurteilen könnten. Der philosophische Schriftsteller ist jedoch weder Epiker noch Lyriker noch Dramatiker, er ist vielmehr einerseits alles dies zugleich, andererseits auch noch Didaktiker und Grübler. Blofse Reflexion, Meditation, Didaktik aber sind Gebiete, auf denen sich der Dichter als solcher immer nur mit grofser Gefahr bewegt. Der Philosoph will und mufs zuerst Wissenschaftler sein. Wissenschaft aber hat zumeist Trockenheit der Sprache im Gefolge.

Dazu hat der Philosoph als Schriftsteller eine nicht unerhebliche Schranke, mit der er rechnen mufs: die genaue Abgrenzung

der Begriffe gegeneinander und damit eine gewisse Wortarmut. Für ihn gibt es keine dichterische Lizenz. Erhöbe er den Anspruch auf eine solche Freiheit, so würde aus der Gegenpartei des philosophischen Heerlagers a tempo und unisono ein starker Chor sein Gezeter wider den Eindringling vernehmen lassen, der — ohne sich über „ein für allemal festgelegte Begriffe“ klar geworden zu sein — den Philosophenpfad betreten wolle (wiewohl bei genauerer Untersuchung dieser „fixierten und durch Bürgerrecht ausgezeichneten Begriffe oder Worte“ sich ein gar lustiges Resultat ergeben würde; cf. Rehmkes Monographie: „Das Bewuſstsein“! —).

Mit diesem Zwange hängt ein anderes zusammen, was ich die philosophische Kälte nennen möchte. Der philosophische Schriftsteller muſs von groſser Besonnenheit und Nüchternheit sein; er hat sich jederzeit über Methode, Stil und Wort Rechenschaft zu geben, hat — ich möchte sagen — mit dem Seziermesser zu arbeiten, sich selbst während des Schreibens unter die Lupe zu nehmen, daſs er nicht unter die Herrschaft eines Affekts gerate, der ihm den Blick trübe (es sei denn, daſs ihm einmal der gerechte Zorn wider den Gegner die Feder führe; ist er doch auch „Mensch“). Ein nüchterner Künstler aber ist ein Unding, eine contradictio in adiecto; er muſs vom Genius „besessen“ sein, gleichsam Gefäſs bleiben — wie die christlichen Mystiker —, *θεουμενος* werden — wie ein Clemens von Alexandrien.

Für die Sprache unseres Dichterphilosophen kommt als ein Umstand, der unsere Aufgabe erheblich erschwert, hinzu, daſs Schopenhauer keine Vorgänger hat. Ihn etwa an Nietzsche, seinem undankbaren Jünger, messen wäre ein Unrecht, zumal da ich mir nicht vorstellen kann, daſs Nietzsches Sprache von Schopenhauer unbeeinfluſst sei. Vielleicht wäre Platon der einzige, mit dem man ihn in Parallele stellen könnte. Aber es gilt festzustellen, inwiefern Schopenhauer die deutsche Sprache befähigt hat, philosophischer Probleme Herr zu werden, ohne daſs sie selber darunter litt; ja: wie er gerade mit dieser Aufgabe die deutsche Sprache bereicherte, geschmeidig, gelenkig, biegsam machte, so daſs es nunmehr scheint, als sei sie unter den lebenden die philosophische Sprache.

Die zweite Schwierigkeit, die mir als die gröſsere erscheint, wäre: darzutun, was man im allgemeinen unter künstlerischer Sprache versteht.

Die Ästhetik ist ein weites Gefilde, das — trotz vieler und

tüchtiger Arbeit — noch immer zum grofsen Teile brach liegt. Trotz aller ausgesprochenen und auch — wie man wohl sagt — allgemein anerkannten Definitionen des Schönen will es nicht gelingen, jeden zu jeder Zeit davon zu überzeugen, dafs diese oder jene Definition wirklich den Kern der Sache getroffen habe. Wie ich niemals gewifs weifs, dafs mein Nachbar, wenn er etwas als „süfs-sauer“ bezeichnet, dieselbe Empfindung hat wie ich, der ich in diesem Augenblick in einen prächtigen Apfel beifse, wie es auf dem Gebiete des Geschmacks nur wenig „Allgemeines“ gibt — nach Wundt nur viererlei —, so handelt es sich bei der Bestimmung „schön oder unschön“, selbst wenn ich anerkenne, dafs Schönheit in der völligen Harmonie von Stoff und Form bestehe, doch letzten Endes um ein subjektives Urteil, darum, wie ein Kunstwerk auf mich, auf diesen oder jenen wirkt. Und dieses placet oder displicet hängt nicht nur von der Intelligenz des Individuums ab, das jenes Werk in Beziehung zu sich setzt, sondern auch von seinem Willen, ja: sogar von seiner augenblicklichen Gemütsdisposition. Es gibt Menschen, auf die der Reutersche Humor und Witz gar keine Wirkung ausübt; aber auch wir werden Stunden haben, wo wir nicht imstande sind, Reuter zu lesen, geschweige denn ihn als Poeten zu würdigen.

Nun mufs man jeden Künstler, wenn man ihm gerecht werden will, im Spiegel seiner Zeit betrachten. Wollte ich etwa von der Gegenwart aus, diesem Zeitalter unbedingt sezessionistischer Bestrebungen, Schopenhauer messen, wollte ich — um ein Beispiel zu nehmen — meinen Stil an Maximilian Hardens kurzatmigen, boshaften, zu Hauptsätzen erstarrten Relativsätzen bilden und von hier aus an die Bewertung einer Schopenhauerschen Periode herantreten, so würde mein Atem wohl nicht ausreichen, und Schopenhauer erschiene mir ebenso unappetitlich wie Cicero einem Primaner.

Ich neige dazu, zu glauben, dafs man als „fertiger Mensch“ überhaupt nicht fähig ist, gerecht über den Nächsten zu urteilen. Weifs ich von einem Kritiker des Pantheismus, dafs er ein Theologe ist, oder steht von vornherein fest, dafs ein Monist über die Vorstellungen der Menschen vom Jenseits zu Gericht sitzen will, so verzichte ich auf das Schöffentum; die Sitzung wird — das weifs ich — zu einer Farce. Gerecht in seinem Urteil werden könnte dem andern nur der gänzlich Unbefangene. Da aber völlige Objektivität, solange wir Menschen bleiben, was wir seit Jahrtausenden

waren, unter diesem Himmel nicht heimisch wird, so gebe ich nur dem Pantheisten das Recht, über Pantheismus zu richten, räume ich nur dem religiös Gesinnten ein, mir vom Jenseits zu erzählen, erlaube ich nur dem, der im Leiden stand, ein Urteil über den Pessimismus, eben weil jene alle diese Gedanken nachgedacht haben.

Nicht anders steht es in unserem Falle. Wer SCHOPENHAUERS Sprache, seine unvergleichliche Kunst, unsere Muttersprache auf philosophischem Gebiet zu beherrschen, erkennen und würdigen will, muſs eigentlich selbst ein König sein, dem sich die Sprache beugt. Soviel ich aber sehe, gab es für ihn nur einen solchen König, und das war GOETHE, zu dem er sein Leben lang wie zu einem Gotte emporgeschaut hat.

Daher wird man es mir nicht zum Vorwurf anrechnen, wenn ich an die Sprache SCHOPENHAUERS nur den Maſsstab ansetzen kann, nach dem er selber maſs. Wer wie er den Klang seiner Muttersprache schätzte und liebte, wer wie er in heiligem, loderndem Zorne ergrimmte über das Heer deutscher Skribenten und Lohnschreiber, wer wie er die philosophische Sprache reinigte von einer seit einem Jahrhundert eingerissenen Barbarisierung, wer wie er nur am Schreibtisch saſs, wenn er wuſste, daſs sein Gehirn frisch sei, und er der Welt wirklich etwas zu sagen habe, wer wie er die Sätze formte und feilte, bis er das beste Gewand für seine Gedanken fand, der ist ein kompetenter Richter, ein gerechter Kritiker und zugleich ein scharfer Zensor, der keine Nachsicht kennt, der unerbittlich die höchsten Anforderungen an sich stellt.

So führen wir SCHOPENHAUER vor sein eigenes Forum! — Dann werden wir zugleich am besten die Frage beantworten, welches die besondere Eigentümlichkeit dieses Meisters der Sprache ist; ein Problem, das sonst vielleicht nicht zu lösen wäre. Müssen wir doch oft genug bei der Betrachtung eines Kunstwerkes, wenn wir schon seine Gröſse verstanden zu haben wähnten, gestehen, daſs noch etwas — vielleicht das Schönste an ihm — unsagbar sei, daſs ein irrationaler Faktor übrig bleibe.

Sollte sich bei unserer Untersuchung erweisen, daſs SCHOPENHAUER in seinem Stil — vor allem in der Periode — Gesetzen gefolgt ist, über die er sich selber keine Rechenschaft gegeben hat, so wird es unsere Aufgabe sein, in einer ergänzenden Betrachtung die ihm selbst verhüllten Normen aufzudecken und kritisch zu beleuchten; vielleicht gerade das interessanteste Problem, zumal da in dieser Hinsicht SCHOPENHAUER bisher noch stiefmütterlich behandelt worden ist.

B. Hauptstück:

I. Schopenhauers Sprache in Schopenhauerscher Beleuchtung.

a) Seine Forderungen.

1. Objektivität — Anschaulichkeit.

In seinem Briefe vom 3. September 1815 an Goethe schreibt der 27jährige Schopenhauer: „Was ich denke, was ich schreibe, das hat für mich Werth und ist mir wichtig; was ich persönlich erfahre und was sich mit mir zuträgt, ist mir Nebensache, ja ist mein Spott.“[1] Wenn wir diese Worte mit seiner letzten Verfügung vergleichen, daſs auf seinem Grabe nur sein Vor- und Zuname stehen solle, „aber schlechterdings nichts weiter, kein Datum, noch Jahreszahl, gar nichts, keine Silbe“[2], so erkennen wir unmittelbar, daſs an dem Individuum zwar fast ein halbes Jahrhundert vorübergerauscht war, daſs aber unser Schopenhauer, der zu uns aus seinen Werken spricht, ob Jüngling oder Greis, derselbe blieb. — Seine Philosophie, also die Wahrheit, und seine Sprache, also die Form, die Hülle jener Erkenntnis, galten ihm alles. An seinem ephemeren Erdenleben — das wuſste er — würde die Welt vorüberschreiten; aber seine Worte, — so fühlte er — würden Tausenden gelten. Und darum lautete sein Spruch: die lautere Wahrheit im Gewande vollkommener Schönheit! — Ein hohes Ziel! Vielleicht für immer ein Ideal des Menschen, dem er irrend zustrebt!

[1] G. VI, 218.
[2] F. I, 183; G. VI, 214.

Es ist nicht meine Aufgabe, zu untersuchen, was Wahrheit und Irrtum an seinem Werke ist. Er hat geirrt. Kein Zweifel! Aber er irrte, weil er es unternahm, der Philosophie den Poetenmantel umzuwerfen, er irrte, weil er ein Künstler war. Und darum seien mir ein paar Worte zur Verteidigung seiner Philosophie gestattet! Ist doch das Heer seiner Feinde nicht nur grofs, sondern auch zu Schmähungen bereit.

Die erste Bedingung für einen Schriftsteller ist nach Schopenhauer Objektivität; und das heifst: die Dinge zu sich sprechen lassen, „ihnen still halten" — mit einem Paulsenschen Ausdruck[1] — sie schauen. Dieses künstlerische Ergriffensein macht die Sprache anschaulich und zwingt zugleich den Leser, die Welt mit des Künstlers Augen zu betrachten. „Das punctum saliens jedes schönen Werkes, jedes grofsen und tiefen Gedankens ist eine objektive Anschauung."[2] „Eine anschauliche Auffassung ist allemal der Zeugungsprozefs gewesen, in welchem jedes ächte Kunstwerk, jeder unsterbliche Gedanke den Lebensfunken erhielt."[3] Also in „Gegenwart der Auffassung denken und den Blick unverwandt auf sie heften"[4] — das macht den Künstler. Ja, Schopenhauer trägt kein Bedenken, Objektivität der Genialität gleichzusetzen.[5] Diesen „treuen, sich hingebenden, objektiven Blick in die Natur der Sachen"[6] rühmt er an Goethe, denselben „Zug" bewundert er an Homer,[7] an Kant[8]; und von sich selber sagt er: „Alle Gedanken, welche ich aufgeschrieben, sind auf äufseren Anlafs, meistens auf einen anschaulichen Eindruck, entstanden und vom Objektiven ausgehend niedergeschrieben, unbekümmert, wohin sie führen."[9] Und er gedenkt mit wehmutsvoller Wonne seiner Jugend, da die Welt, wohin er nur blickte, Offenbarungen zu ihm redete, jener Stunden reinen Glückes, die im Fortgang des Lebens immer seltener geworden seien.[10]

---

[1] Friedrich Paulsen, „Kant" (Frommanns Klassiker der Philosophie VII), S. 69.

[2] F. III, 424; G. II, 436; cf. F. II, 286f.; G. I, 322!

[3] F. III, 432f.; G. II, 445; cf, G. N. IV, 391!

[4] F. III, 78; G. II, 84; cf. G. N. III, 78, 83!

[5] F. IV, 75; G. III, 274; G. N. IV, 20; cf. G. N. III, 71!

[6] F. VI, 212; G. V, 202.

[7] F. II, 287; VI, 477; G. I, 322; G. V, 470.

[8] F. V, 184; G. IV, 199.

[9] G. N. IV, 299.

[10] cf. F. VI, 57; G. V, 64f!

Wenn Schopenhauer so oft und so eindringlich anschauliche Darstellung betonte, so war das die natürliche Reaktion gegen die leeren, inhaltslosen Begriffsentwickelungen und schematisierenden Konstruktionen der Philosophie, wie sie zu seiner Zeit von den Kathedern her ertönten, eine Gegenbewegung, die einsetzen mufste, wenn die Behandlung philosophischer Probleme sich nicht ins Blaue verlieren und wie Feuerwerk verpuffen sollte. Mir will es scheinen, als erweise sich Schopenhauer gerade hier als ein echter Schüler Goethes, der mit offenem Auge und tiefem Blick in die Welt hineinschaute, den Einzelfall mit Sonntagskinderglück erfafste und ihn in seiner Dichtung zu einem typischen erhob und formte. Doch das war ein Dichter! Schopenhauer, der sich über den Unterschied von Philosophie und Dichtung wohl klar war,[1] der — wiewohl er die Eintracht beider predigte[2] — dennoch erkannte, wie gefährlich ein solches Bündnis sei,[3] erhebt den Anspruch, ein Philosoph zu sein. Gleichwohl gilt für ihn die Forderung: Objektivität, Anschauung! Er sagt: „Mehr noch, als jeder Andere, soll der Philosoph aus jener Urquelle, der anschaulichen Erkenntnifs, schöpfen und daher stets die Dinge selbst, die Natur, die Welt, das Leben ins Auge fassen. . . . Die Natur, die Wirklichkeit, lügt nie: sie macht ja alle Wahrheit erst zur Wahrheit.“[4] Die letzten Worte sind allerdings cum grano salis zu verstehen; sonst liefe der Philosoph Gefahr, mit seinem Schifflein zu stranden. Der eigene Phänomenalismus, der die Dingwelt nur als eine Projektion auf unsere Sinnlichkeit fassen lehrt, mufste Schopenhauer zur Wachsamkeit gemahnen. In der Tat war es sein Bemühen, sich in den Stunden der Kontemplation zu ernüchtern. Er schreibt: „Mein Kniff ist, das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten, abstrakten Reflexion zu übergiefsen und es dadurch erstarrt aufzubewahren.“[5]

---

[1] cf. F. III, 245; 487; VI, 5; 193; G. II, 253; 501; V, 11; 198!

[2] G. N. IV, 264f.: „Sie vertragen sich beide ganz vortrefflich. Sogar ist die Poesie eine Stütze und Hülfe der Philosophie, und Fundquelle von Beispielen, ein Erregungsmittel der Meditation und ein Probierstein moralischer und psychologischer Lehrsätze“.

[3] G. N. IV, 265: „Schelling verunreinigte seine Philosophie durch Poesie“.

[4] F. VI, 51; G. V, 57.

[5] G. N. IV, 352.

Und er fügt hinzu, dafs das „ein hoher Grad von Besonnenheit“ sei. — Ich glaube nun, dafs dieser „Kniff“ ihm zumeist gelungen ist; andererseits bin ich überzeugt, dafs SCHOPENHAUER es bisweilen an dem „kalten Gusse“ fehlen liefs, und dafs hieraus allein alle seine Widersprüche zu erklären sind, die selbst ein philosophisch ungeschulter Geist ihm nachzuweisen vermag. Er hielt den Dingen stille, schrieb, was sie ihm sagten in den Stunden der Betrachtung, nieder, „unbekümmert, wie Jegliches zum Uebrigen passe“,[1] und war der gewissen Zuversicht, dafs Gedanken, die aus einem und demselben Kopfe entspringen, wenn sie nur nicht aus Liebe zum System gebildet wurden, zusammenstimmen würden. Er war der Meinung, dafs seine Gedanken wie Radien, von der Peripherie ausgehend, alle demselben Zentrum zustrebten.[2] Hätte man ihn selbst auf Widersprüche aufmerksam gemacht, er hätte nicht ein Wort zurückgenommen, er würde mit dem ihm eigentümlichen grandiosen Eigensinn erklärt haben: „Dafs ich mich widerspreche, liegt nicht an mir, der ich nur ein Spiegel der Welt da draufsen bin, sondern an den widerspruchsvollen Dingen selbst.[3] Guckt nur hinein in die Welt! Freilich: ihr dürft keine Alltagsmenschen sein. Männer der lieben Mittelmäfsigkeit, Dreipfundgehirne eignen sich nicht zum Philosophieren.“

Wir erkennen hier die Scheide zwischen Philosophie und Dichtung.[4] Wir verhalten uns zu der Aufsenwelt schauend und denkend. Je mehr wir blofs schauen, um so weniger sind wir Philosophen; je weniger wir blofs denken, um so eher werden wir Dichter sein. Beides zu vereinen, war SCHOPENHAUER bemüht, erschien ihm als das Ideal aller Philosophie. Er ist dem Ziele nahe gekommen wie keiner vor ihm — aufser PLATON. Erreicht hat er es nicht. Zuweilen war er nur Dichter, dann irrte er; zuweilen war er nur Philosoph, dann wurde sein Stil weniger lebendig, farbloser, reizloser. Mehr aber war er Dichter als Philosoph! „Meine Philosophie . . . ist . . . eine Kunst“,[5] sind seine eigenen Worte. Das ist ein Vorzug, der ihn weit über seine Vorgänger stellt; und ist’s ein Nachteil, so wird es niemand bedauern, der den Klang

---

[1] G. N. IV, 49. [2] G. N. IV, 299.

[3] Das ist eigentlich ein HEGELscher Gedanke. Aber ich bin gewifs: SCHOPENHAUER unterschriebe ihn, wenn . . . man ihm nicht verriete, woher er stamme. — Und jeder Kenner SCHOPENHAUERS wird mir beipflichten. Des Volkes Stimme spricht eben wahr: ‚Les extrêmes se touchent‘.

[4] cf. G. N. IV, 30! [5] G. N. IV, 21.

seiner Muttersprache liebt, dem Poesie zur Freundin, Trösterin, Lebensspenderin ward.

Wer für die Nachwelt schreibt, der gebe sich Rechenschaft über seine Gedankenbildung, lasse sich den Blick nicht trüben, denke scharf und nüchtern und besonnen! Aber er schliefse die Augen nicht, öffne sie weit und frei der Aufsenwelt, habe ein empfängliches Ohr, wache Sinne! So nur wird er ein Philosoph, der den Menschen wirklich etwas zu sagen hat. Objektivität — Anschaulichkeit gilt es. SCHOPENHAUER hat recht.

2. Gedankenreichtum.

Ein Schriftsteller mufs etwas zu sagen haben![1] Der Satz ist geeignet, uns ein Lächeln zu entlocken. Schreibt man denn, wenn man nichts zu sagen weifs? ,,O, doch!" würde SCHOPENHAUER einwenden, und eine Flut donnernden Gepolters würde sich wider die ,,Janer"[1] ergiefsen, die sich nach FICHTE, SCHELLING und HEGEL nennen. ,,Da habt ihr Leutchen — sie nennen sich frank und frech Philosophen — Windbeutel, Philosophaster, Scharlatane, die schreiben und schmieren dickbäuchige Bände; und nichts steckt dahinter, Worte sind's ohne Inhalt; alles ist leerer, hohler Wortkram, blofses breites Geträtsche. Gedanken fordere ich von einem Philosophen, keine windbeutelnden Phrasen. Und," so würde er schliefsen, ,,darum wiederhole ich: wer schreiben will, mufs etwas zu sagen haben. Auf den Inhalt kommt es an; er gebiert die Form. Geklingel ist keine Philosophie, so wenig wir Klingklang mit dem Namen Poesie bezeichnen." ,,Der Stil erhält die Schönheit vom Gedanken."[3] ,,Die Güte des Stils beruht hauptsächlich darauf, dafs man wirklich etwas zu sagen habe: blofs diese Kleinigkeit ist es, die den meisten Schriftstellern unserer Tage abgeht und dadurch Schuld ist an ihrem so schlechten Vortrage."[4]

Wenn wir von der etwas hyperbolisch anmutenden Wendung des Satzes absehen, die doch nur der Zorn gegen das ,,Wischiwaschi" der ,,Lohnsudler" und ,,Brotskribenten" veranlafst hat, so werden wir die Forderung SCHOPENHAUERS wohl gelten lassen müssen. Freilich: es gibt gedankenreiche Menschen, die nicht

[1] F. VI, 553; G. V, 549.
[2] G. N. III, 145.
[3] F. VI, 553; G. V, 549. [4] F. V, 176; G. IV, 191

schreiben — man denke an Sokrates, an Christus! — aber ebenso gewiſs ist eine Fülle von Gedanken die Voraussetzung für einen guten Stil. — Wenn ich die Technik der Farben verstehe und mich niedersetze, um einen Waldsee zu konterfeien, so bin ich immer noch kein Maler. Des Malers Auge ist dem Blick des Laien unendlich überlegen; es sieht mehr. Darum wartet der Künstler, bis die Sonne den rechten Stand hat, um die Landschaft stimmungsvoll zu beleuchten, er wartet, bis das Bild da drauſsen zu ihm spricht. Und nun wird die Seele des Künstlers lebendig, jetzt erwachen in ihr Gedanken, Gefühle, nun weiſs der Maler uns etwas zu berichten, und — er schafft ein Kunstwerk. — Ebenso hilft über Gedankenleere keine Virtuosität in der Beherrschung der Sprache hinweg; bloſse Worte bleiben — und wenn sie noch so schön gesetzt sind nach rhetorischen und poetischen Gesetzen — „tönend Erz und klingende Schelle". Ein Kunstwerk erwächst immer nur aus einer Fülle von Gedanken.

Man kann nicht sagen, daſs die schöne Form dem Gedankenreichtum auf dem Fuſse folge; Kant allein beweist es uns, daſs die höchste Leistung, zu der menschlicher Verstand bisher überhaupt fähig war, in dem trockensten, unerquicklichsten Tone dargereicht werden kann; aber man wird Schopenhauer ohne weiteres zugeben, daſs guter Stil nur in der Übereinstimmung, im Einklang von Form und Inhalt besteht, zum mindesten, daſs solche Harmonie allein einem Werke dauernden Wert gibt. Ist's nur die formalistische Seite, auf die wir blicken, wenn wir die Groſsen unter den Dichtern bewundern? Was sie groſs, für uns bedeutend, uns lieb und teuer macht, ist — so glaube ich — doch immer zunächst und vor allem der Strom von Gedanken, die ihnen beim Anblick der Dinge erwachen, in ihnen rege werden, der Umstand, daſs ihnen die Dinge mehr sagen als uns, daſs uns ihre Gedanken „ungewöhnlich"[1] erscheinen, daſs uns durch diese Dolmetscher erst das Verständnis für die Auſsen- und Innenwelt aufging. Freilich: dieser Inhalt wird uns in der schönsten Form gegeben, prägt sich uns darum tiefer ein, läſst sofort die gleichen Saiten in uns ertönen, wirkt besänftigend oder erregend auf uns wie ein Allegro oder Adagio einer Beethovenschen Sonate, wird damit zugleich zu unserem dauernden Besitztum.

Also reicher Inhalt in schönster Form! Aber lieber noch In-

---

[1] F. VI, 556; G. V, 552.

halt in trockener oder gar herrischer Form (wie bei KANT) als tönende, rauschende Worte ohne Inhalt! — SCHOPENHAUER betont die Forderung: „Wer schreibt, habe etwas zu sagen“ immer wieder.[1] Oft will es mir scheinen, als habe er unsere Zeit des Schönrednertums vorausgesehen und geahnt, welcher Vorwurf gegen ihn einst aus dem philosophischen Redesport unserer Tage gemacht werden könne. Gewiſs: SCHOPENHAUER hat vom Philosophen Herrschaft über die Sprache verlangt, und das mit lauter Stimme, um der greulichen Miſshandlung willen, die sich unsere Muttersprache durch die Philosophen gefallen lassen muſste; und damit bezeichnet er einen Wendepunkt in der philosophischen Literatur. Aber er ist nicht verantwortlich für die Entartung dieser neuen Richtung. Wenn man um jeden Preis, auch um den des Inhalts, die glanzvolle, stilisierte Form betont, so darf man sich nicht auf SCHOPENHAUER berufen. Seltsam, daſs es gleichsam in der Natur des Menschen liegt, von dem einen Extrem, sobald er es als solches erkannt hat, sofort in das andere Extrem zu verfallen. Wer hat nicht schon Gelegenheit gehabt, in den prunkenden Prachtsälen unserer Städte und Städtchen, unter illüstres Publikum gemischt, den Vorträgen „berühmter“ Redner zu lauschen; wer nicht schon an der Türe — nach der Séance — die Urteile der sich verlaufenden Menge entzückter Damen gehört: „Nein, wie hat er schön gesprochen — und frei — und kühn!“ — Kein Zweifel: die Entwickelung der Philosophie nach dieser rein formalistischen Seite hin hat ihren Urheber in SCHOPENHAUER; durch ihn ist — ich möchte sagen — die Philosophie zum Sportstummelplatz für alle geworden. Man kann als Philosoph jetzt brillieren wie beim Lawn-Tennisspiel. Und es kostet nicht viel Mühe! Ein biſschen Weltschmerz zeigen, ein biſschen zweifeln, ein biſschen schimpfen, ein biſschen mimen und . . . ordentlich reden können, vielleicht gar — Teufel auch! — ein Schlagwort prägen, daſs die Jünglinge schaudernd zusammenfahren und die Weiblein erröten: fertig ist der Philosoph.

Diese philosophische Salontirolerei hat sicherlich ihren Ursprung in SCHOPENHAUERS Art der Behandlung philosophischer Probleme. Aber ihn trifft keine Schuld. Keinen schlimmeren Vorwurf — auſser der Unredlichkeit — konnte SCHOPENHAUER einem Philosophen machen, als wenn er sein Werk mit dem Schand-

[1] cf. G. VI, 554; G. V, 549! Auch F. II, 507; G. I, 548 gehört hierher, wo er KANTS Stil entschuldigt; desgl. G. N. IV, 297.

namen „Wortkram“ stigmatisierte. Er ist oft bitter, ironisch, sarkastisch, sehr häufig zornig gewesen; aber wenn ihm „Wortkram“ geboten wurde, dann erfaſste ihn die Wut, dann war es aus mit seiner philosophischen Ruhe, seinem philosophischen Stil. Wenn er wider die Hegelianer, wider die Fichtianer mit ihrem „Wortkram“ zu Felde zieht, dann wird er zum Dramatiker, kommt Handlung in seine Darstellung, wird seine Feder zur blitzblanken, schneidigen, sicher treffenden Waffe, verfügt er über einen wahren Thesaurus von Schimpfwörtern, um den ihn Megären beneiden könnten, reicht keine Menagerie aus, um ihm mit all den Bestien zu dienen, mit denen er seine Feinde in Vergleich setzt.

Ich hielt es daher für meine Pflicht, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daſs Schopenhauer nicht bloſs die vollendete Form der Darstellung betont, sondern schweres Gewicht auf den Inhalt eines Werkes legt, auf die wirklichen Gedanken, die es enthält. Wer beides verbindet, dessen Sprache allein ist künstlerisch. Bloſses Räsonieren war ihm bis in die Seele verhaſst. Was würde er wohl zu unsern befrackten Pessimisten sagen, wie sie mit gelangweilten Gesichtern, über getäfelte Fuſsböden schreitend, von Weltschmerz näseln? Ich glaube, er würde sich wie ein Herkules im Stalle des Augias erscheinen und seine Arbeit gründlich betreiben. Wortkram war ihm so zuwider, daſs er schon bloſses Flickwerk haſste.[1] Darum wählte er zum Niederschreiben seiner Gedanken die zwei ersten Stunden des Tages,[2] wenn er wuſste, daſs sein Gehirn frisch war, ihn der Drang beseelte, der Nachwelt etwas zu sagen, der Verstand die Herrschaft behielt, so daſs er sich Rechenschaft über seine Gedanken ablegen konnte, nicht die Phantasie die Feder führte, die lähmend auf die Urteilskraft wirkt. Kurz: es lag ihm daran, wirkliche Gedanken zu bilden, nicht bloſs angebliche.

Wer aber über groſse Gedanken verfügt, der hat, meint Schopenhauer, die Pflicht, sie niederzuschreiben; ihm muſs „die Verpflichtung klar werden, seine unmittelbare und gesicherte Einwirkung nicht auf die Wenigen, welche der Zufall in seine Nähe bringt, zu beschränken; sondern sie auf die Nachwelt auszudehnen, damit sie, in dieser, die Ausnahmen von ihr, die Vorzüglichen, also Seltenen, erreichen könne. Das Organ aber, womit man zur Menschheit redet, ist allein die Schrift“.[3] Eben deshalb be-

[1] F. IV, Wi., 142; G. III, 337.
[2] F. V, 462f.; G. IV, 486f.
[3] F. V, 45; G. IV, 57.

zweifelt SCHOPENHAUER die hohen Geistesfähigkeiten derer, die nicht geschrieben haben, so des SOKRATES und PYTHAGORAS.[1]

Es könnte scheinen, als hätte ich in einer Abhandlung, die das Künstlerische in SCHOPENHAUERS Sprache darstellen, also wesentlich das Formale seiner Sprache beleuchten soll, der Betrachtung über den Inhalt zu breiten Raum gewährt. Allein einerseits werden sich uns bald seine Forderungen formaler Art zu einem grofsen Teile als blofse Folgen der Betonung des Gedankenreichtums erweisen; andererseits ergibt sich die Notwendigkeit dieser Hervorhebung des Gedankeninhalts sofort, wenn wir die Forderung SCHOPENHAUERS negativ wenden: „Wer keine Gedanken hat, der schreibe nicht!" Mich dünkt: das ist ein Gebot, das man nicht oft genug und nie laut genug ertönen lassen kann. Wer zählt die Menge der Bücher, die in einem Jahre in die Welt geschleudert werden? Heute lesen sie Tausende, morgen verlangt man von uns, dafs wir sie auch gelesen haben, wenn anders wir nicht darauf verzichten wollen, „auf der Höhe" zu stehen, übermorgen zitiert aus ihnen ein Leitartikel einer „gelesenen" Zeitung „geflügelte Worte", tags darauf erscheint des Autors Photographie in hundert illustrierten Zeitschriften — man kann ihr überhaupt nicht mehr aus dem Wege gehen —: und übers Jahr sind Autor und Schriften vergessen — wie ein Gassenhauer, den heute jeder Schusterjunge pfeift, und nach Monden niemand kennt. — Woran lag es? Nicht an der Form, in der uns das Buch geboten wurde. O, man schreibt stilvoll, man ist modern, kennt den Geschmack und die Ansprüche „seiner Leute!" Nein, am Inhalt lag's. Es war Gewäsch. — Man verzeiht einem Schriftsteller wohl ein Stammeln, ein ungelenkes Tappen; aber man kann auf die Dauer nicht Inhaltsleere ertagen. Darum türmen sich beim Verleger Berge von Makulatur.

Wie wir also SCHOPENHAUERS erste Forderung: „Der Philosoph soll sehen, was noch Keiner gesehen hat," anerkannten, so halte ich auch die zweite für begründet: „Er soll bei dem, was Jeder sieht, denken, was noch Keiner gedacht hat."[2] Gedankenreichtum ist für den philosophischen Schriftsteller die conditio, sine qua non.

---

[1] F. V, 54; G. IV, 57.
[2] F. VI, 115; G. V, 122.

3. Forderungen an den Stil.

Es ist kein Wunder, daſs SCHOPENHAUER den Stil, den sprachlichen Ausdruck des Gedankens, des öfteren einer Untersuchung unterzogen hat. Er war ein Sprachgenie, wie allein schon sein elegantes Latein und seine Übersetzung des Gracian beweisen. So war ihm die Freude und zugleich das Bedürfnis, „sprachlich zu prägen, zu bauen und zu gestalten,“[1] gleichsam angeboren. Und als Denker, als Philosoph fühlte er wieder das Verlangen, sich über die Gesetze, die in gutem Stile herrschen, Klarheit zu verschaffen. Dieser Drang wurde in ihm um so lebendiger, als er sein Leben lang unter dem Eindruck der GOETHEschen Sprache stand, andererseits durch die Sprachverzerrungen der schreibenden Zeitgenossen gereizt und erbittert wurde. Und so stellte er Regeln auf, die jeder Schriftsteller befolgen müsse, wenn er seine Werke lesenswert, ja: überhaupt lesbar machen wolle.

Ich will versuchen, diese Stilgesetze SCHOPENHAUERS kurz zu skizzieren.

Zuvor jedoch eine Bemerkung:

SCHOPENHAUER hat es nicht unternommen, den Begriff „Stil“ zu definieren. Das scheint merkwürdig. Vielleicht ist es rein zufällig, daſs er an eine Definition nicht herantrat, vielleicht auch war ihm „Stil“ ein letztes Wort wie „Elektrizität, Undurchdringlichkeit, Wille“, so daſs er glaubte, mit einem neuen Worte „Stil“ ebensowenig erklären zu können, wie der Physiker imstande sei, die unbekannten Gröſsen „Schwere, Stoſskraft, Wärme usw.“ durch andere Bezeichnungen aus der physischen Welt bekannter zu machen. — Dennoch wissen wir, was SCHOPENHAUER unter „Stil“ versteht, und zwar aus seinen Vergleichen.

„Der Stil ist die Physiognomie des Geistes“,[2] sagt er zu dreien Malen. „Wie die Sprache der Abdruck des Geistes eines Volkes, so ist der Stil der unmittelbare Abdruck des Geistes eines Schriftstellers“;[3] er ist „die Textur seines Denkens“;[4] „der Stil ist der bloſse Schattenriſs des Gedankens“.[5] — Und was heiſst dies alles? —

---

[1] J. VOLKELT, „SCHOPENHAUER“ (Frommanns Klassiker der Philosophie, Bd. X, 3. A.), S. 400.

[2] F. II, 529; III, 158; VI, 550; G. I, 569; II, 167; V, 545.

[3] F. III, 158; G. II, 166f. [4] F. III, 158; G. II, 166.

[5] F. VI, 553; G. V, 549; cf. F. VI, 550; G. V, 546: „Man hat daran gleichsam den Teig, aus dem er seine Gestalten knetet, so verschieden sie auch sein mögen“.

Die Sprache ist der Ausdruck der Gedanken eines Volkes, der Stil ist die Sprache des Individuums. Jedes Individuum gehört zwar einem Volke an, denkt, fühlt, will ähnliches wie sein Volk, und darum spricht es dessen Sprache; aber jedes Individuum, jedes persönliche Einzelwesen denkt, fühlt, will anders als sein Bruder, und darum spricht es seine eigene Sprache, hat es seinen Stil. Der Stil ist etwas Individuelles.

Wie dann aber Stilgesetze auffinden, wie gar urteilen über einen Stil?

Sicherlich: wie ich niemand vorschreiben kann, in welcher Weise er denke, in welcher Reihe ihm die Gedanken kommen sollen, so kann ich auch niemand zwingen, seine Gedanken nach einem festen Schema zu formulieren und niederzuschreiben. „Es ist", wie Rudolf Hildebrand in einem schönen Gleichnis sagt, „wie mit den Handschriften: in der Schreibstunde in der Elementarklasse wird allen Schülern . . . ein und dieselbe Handschrift als Muster vorgelegt, die sie nachzumalen sich treulich bemühen, und in den obersten Klassen nachher hat doch jeder Schüler seine . . . eigene Handschrift".[1] Ist es so — und wer wollte daran zweifeln? —, dafs „der Vortrag das Gepräge des Denkens trägt, aus dem er hervorgegangen ist",[2] so ist jeder Stil — falls er nicht nur nachäfft — original und um so originaler, je höher der Mensch als Denkender steht, je mehr er sich differenziert, je mehr er sich über die Gattung, die Herde, das Volk erhebt.

Gleichwohl gibt es gewisse Normen, die allgemein verbindlich sind, denen jeder grofse Denker beim Niederschreiben seiner Gedanken folgt.

α) Einfachheit.

An die Spitze, kann man sagen, stellt Schopenhauer die Einfachheit, „weil sie der Wahrheit verwandt ist: *ἁπλους ὁ της αληθειας λογος εφυ.*"[3] In einem Vergleiche führt er diesen Gedanken so aus: „Wie die schöne Körperform bei der leichtesten, oder bei gar keiner Bekleidung am vortheilhaftesten sichtbar ist, . . . — ebenso wird jeder schöne und gedankenreiche Geist sich immer

[1] R. Hildebrand, „Vom deutschen Sprachunterricht" (11. A.), S. 55.
[2] F. II, 529; G. I, 569.
[3] F. V, 141; G. IV, 156; cf. F. VI, 257; G. V 248: Simplex sigillum veri; desgl. F, VI, 361; 553; G. V, 352; 549.

auf die natürlichste, unumwundenste, einfachste Weise ausdrücken . . .: umgekehrt . . . wird Geistesarmuth, Verworrenheit, Verschrobenheit sich in die gesuchtesten Ausdrücke und dunkelsten Redensarten kleiden, um so in schwierige und pomphafte Phrasen kleine, winzige, nüchterne, oder alltägliche Gedanken zu verhüllen."[1]

Ich trage kein Bedenken, SCHOPENHAUER beizupflichten. Ich möchte nur hinzufügen, dafs sich Einfachheit des Vortrags unmittelbar aus wirklichem Gedankeninhalt ergibt, wie ihn SCHOPENHAUER oben forderte. Wer wirklich eine Sache beherrscht, macht nicht viel Worte, um sie seiner Umgebung zu erklären. Den tüchtigen Pädagogen z. B. zeichnet stets die Einfachheit, schlichte Art des Vortrags aus. Wer Schnörkel macht, hat irgend etwas zu verbergen, zumeist innere Leere und Hohlheit. Man könnte fast sagen: „In einem einfachen Satze steckt immer mehr Wahrheit als in einer Periode", wenn nicht die Periode Gesetze aufwiese, denen bestimmte Denker unterworfen sind, wie wir später noch zeigen werden.

β) Klarheit — Deutlichkeit — Entschiedenheit.

Der Einfachheit parallel gehen Klarheit und Deutlichkeit und damit Entschiedenheit des Ausdrucks. „Was ein Mensch zu denken vermag läfst sich auch allemal in klaren, fafslichen und unzweideutigen Worten ausdrücken".[2] „Wenn, in einem Kopfe, ein richtiger Gedanke aufsteigt, strebt er schon nach der Deutlichkeit und wird sie bald erreichen: das deutlich Gedachte aber findet leicht seinen angemessenen Ausdruck".[3] „Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks ist allemal und überall ein sehr schlimmes Zeichen. Denn in 99 Fällen unter 100 rührt sie her von der Undeutlichkeit des Gedankens".[4] „Man soll sich nicht räthselhaft ausdrücken . . . Die Unentschiedenheit des Ausdrucks macht deutsche Schriftsteller so ungeniefsbar."[5]

---

[1] F. II, 270f.; G. I, 305f.; cf. F. VI, 551; G. V, 547; desgl. F. III, 493; G. I, 553: „. . . . wobei mein Vortrag durch die Umschweife schwach und matt werden müfste."

[2] F. VI, 557; G. V, 554.

[3] F. VI, 557; G. V, 554. [4] F. VI, 557; G. V, 553; cf. F. V, 11; G. IV, 23, wo er Spinoza vorwirft, daß er sich in Undeutlichkeit des Ausdrucks verliere!

[5] F. VI, 558; G. V, 554; cf. F. VI, 532; 564; G. V, 526; 550!

Es ist nicht nötig, Schopenhauer ausdrücklich zuzustimmen. Die Philosophen der letzten Jahre streben, soweit sie nicht von mystischen Tendenzen geleitet werden, nach Wissenschaftlichkeit und damit nach Sprachreinheit. Schopenhauer hätte vielleicht seine helle Freude daran. Er könnte sich als den Vater dieser Bewegung ansehen und stolz darauf sein, dafs er dem „aerobatischen“ Gange der Philosophie ein Ende gemacht und sie damit wieder zu Ansehen und Ehren gebracht habe, wenn er selbst auch immer noch ein Kind seiner Zeit blieb und den Zug zum Mystischen hin oft genug verrät.

Was jedoch die Eindeutigkeit des Ausdrucks anbetrifft, die, wie aus der angeführten Stelle hervorgeht, Schopenhauer ohne weiteres mit der „Deutlichkeit“ und „Entschiedenheit“ zusammenwirft, so kann ich mir eine Bemerkung nicht versagen: sie bleibt für uns ein Ideal. Die moderne wissenschaftliche Philosophie erstrebt sie; sie will mit den Worten, die ja dem vorwissenschaftlichen Bewufstsein entsprungen sind, einen einzigen, ganz bestimmten Sinn verknüpfen. Ich glaube aber nicht, dafs das allerorts gelingen kann, und wünsche es auch nicht — — um des „Witzes“ willen, der — wie ich demnächst in einer besonderen Abhandlung zu zeigen gedenke — seine Möglichkeit allein der Vieldeutigkeit der Worte verdankt. — Immerhin: der Schriftsteller strebe nach Eindeutigkeit des Ausdrucks! Wir werden es ihm Dank wissen. Aber er glaube nicht, dafs er nicht mifsverstanden werden könne! Noch hat jeder grofse Denker seine Kommentatoren.

Klarheit und Deutlichkeit aber hat sich jeder philosophierende Schriftsteller zur Pflicht zu machen; er soll „stets bestrebt seyn, nicht einem trüben, reifsenden Regenbach zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweizer See, der, durch seine Ruhe, bei grofser Tiefe grofse Klarheit hat, welche eben erst die Tiefe sichtbar macht.“[1]

γ) Kürze — Prägnanz.

Wer Einfachheit und Klarheit im Stil erstrebt, wird nach Kürze trachten. In der Tat legt Schopenhauer grofsen Nachdruck auf Kürze und Prägnanz. Auch sie ist ein Zeichen dafür, dafs der Schriftsteller „wirklich etwas zu sagen hat“. „Sie geht

[1] F. I, Wu., 3; G. III, 17.

allein aus dem Reichthum und der Inhaltsschwere der Gedanken hervor."[1] Man „vermeide alle Weitschweifigkeit und alles Einflechten unbedeutender, der Mühe des Lesens nicht lohnender Bemerkungen. Man muſs sparsam mit der Zeit, Anstrengung und Geduld des Lesers umgehen . . . Ueberhaupt nicht alles sagen! Le secret pour être ennuyeux, c'est de tout dire. Also, wo möglich, lauter Quintessenzen, lauter Hauptsachen, nichts, was der Leser auch allein denken würde".[2]

Weitschweifigkeit ist nach Schopenhauer ein Zeichen der Mittelmäſsigkeit, während der eminente Kopf sich dadurch auszeichnet, daſs er viele Gedanken in wenige Worte schlieſst.[3]

Die rechte Kürze zu finden, ist nicht leicht. „Eine groſse Schwierigkeit des Vortrags liegt darin, daſs einerseits Reichthum und Fülle des Ausdrucks und der Gedanken den Eindruck der Rede auf den höchsten Grad der Stärke bringt, andererseits aber jeder überflüssige Gedanken und Ausdruck die Kraft der passenden und treffenden schwächt, wie zugegossenes Wasser einen Trank."[4] Also das Wesentliche und stark Bezeichnende auswählen, alles Unwesentliche und Schwächere abwerfen![5] Kernige Kürze rühmt Schopenhauer an Balthasar Gracian;[6] von Herder behauptet er, daſs er in der Regel drei Worte gebrauche, wo er mit einem hätte auskommen können.[7]

Es gibt auch eine falsche Kürze. Sie besteht darin, daſs man um der Wortersparnis willen „einen Gedanken schwächt, oder gar den Sinn einer Periode verdunkelt, oder verkümmert".[8] Noch schlimmer ist es, wenn man der Kürze die Grammatik zum Opfer bringt, ja auch die Orthographie. Es ist bekannt, wie Schopenhauer gegen die Amputationen der lieben Muttersprache durch die Lohnschreiber und gegen die „Buchstaben- und Silbenknickerei" gewettert hat. Ich kann mich daher begnügen, hier nur kurz auf die betreffenden Kapitel zu verweisen;[9]

---

[1] F. VI, 574; G. V, 573.

[2] F. VI, 558; G. V, 555.

[3] Ibidem; cf, F. VI, 559; G. V, 556!

[4] G. N. IV, 296; cf. F. VI, 508; G. V, 502!

[5] G. N. IV, 296.

[6] G. N. I, 167; cf. 169, wo er von Gracians gedrungenem, sentenziösem, wortkargem Stil spricht, den er in der Übersetzung wiederzugeben beflissen gewesen sei!

[7] G. N. IV, 296.

[8] F. VI, 559; G. V, 556.

[9] F. VI, § 291; G. V, § 283; G. N. II, Kapitel: „Ueber die, seit einigen Jahren, methodisch betriebene Verhunzung der Deutschen Sprache".

Abschnitte, die man nicht ohne Ergötzen liest. SCHOPENHAUER versteht es wie kein anderer, mit „literarischem Gesindel“ abzufahren. Aber als „Grundbaſs“ zieht sich durch jene schmetternden Fanfaren doch der tiefe Unwille und heilige Zorn darüber hindurch, daſs man es gewagt hat, das mit frecher Hand zu betasten, was den Deutschen vor allen Nationen auszeichnet, sie weit überragen läſst: seine Sprache.[1] — Kürze des Ausdrucks gilt es. Wohl! Aber sie soll nicht durch Zusammenziehung der Worte und Sprachformen erreicht werden, sondern durch Vergröſserung der Gedanken; „wie ein Konvalescent durch Herstellung seiner Wohlbeleibtheit, nicht aber durch Engermachen seiner Kleider, diese wieder wie vormals auszufüllen im Stande sein soll.“[2]

„Vortrefflich“, werden wir sagen. Je prägnanter sich jemand ausdrückt, um so mehr wird er ein Erreger von Gedanken. Breite, Ausführlichkeit, wohl gar behaglicher Erzählerton haben in der Philosophie nichts zu schaffen. In ihrer Wirkung verhält sich echte Kürze in der philosophischen Sprache zur Weitschweifigkeit und Breite wie eine Tragödie zum Schauspiel. Wenn sich in einem Schauspiel der Vorhang zum letzten Male gesenkt hat, na: dann gehe ich zufrieden nach Hause, mir schmeckt wohl auch ein Glas schäumenden Bieres; man hat sich „unterhalten“ — und damit Punktum. Aber ein Trauerspiel hinterläſst in uns tausend Stachel und Fragen. Waren wir mit Freunden oder Bekannten im Theater, so gibt's jetzt ein Hin und Her von Fragen, ein Wogen und Wallen von Gedanken, Einwürfen, Zweifeln, Bedenken, Widerlegungen usf.; die Köpfe bleiben erregt, die Wangen glühen. Und noch am nächsten Tage können wir es dem glanzvollen Auge unseres Freundes ansehen, daſs er etwas erlebt hat, daſs er tiefer blickt. So auch hier! Der Philosoph ist mir nichts wert, bedeutet nichts für mich, der mir ein Problem so breit tritt, daſs ich nach dem Vortrag die Hände in die Taschen stecken oder mich zu Bette legen kann. Von einem Philosophen will ich kein Wiegenlied hören. Er soll mir mit der Beantwortung seines Problems neue Aufgaben stellen, zu deren Lösung ich gereizt werde mit unwiderstehlichem Drange. Ein solches Erregungsmittel, ein solch köstlicher stimulus ist die philosophische Kürze. Und wenn sie augenblicklich nur Perplexität bewirkt,

---

[1] cf. G. N. II, 122!

[2] F. VI, 574f.; G. V, 574.

so ist's schon genug. Wenn der Atem wieder einsetzt, dann blickt das Auge tief, und — weiter Horizont liegt vor unsern Blicken.

δ) Naivität — Keuschheit.

Schopenhauer fodert endlich vom Stile Naivität, Keuschheit.[1] „Keusch“ heiſst hier „frei von allem Ueberfluſs im Ausdruck“.[2] „Man soll schreiben, wie man denkt“.[3] „Es ist ein Lob, wenn man einen Autor naiv nennt; indem es besagt, daſs er sich zeigen darf, wie er ist. Ueberhaupt zieht das Naive an: die Unnatur hingegen schreckt überall zurück.“[4] „Naivetät ist das Vorrecht der überlegenen und sich selbst fühlenden, daher mit Sicherheit auftretenden Geister.“[5] Die Geistlosigkeit wagt sich nicht an die Naivität heran, „weil sie hier sogleich bloſs stehen und blosse Einfältigkeit zu Markte bringen würde. Selbst der gute Kopf darf noch nicht naiv seyn; da er trocken und mager erscheinen würde. Daher bleibt die Naivetät das Ehrenkleid des Genies, wie Nacktheit das der Schönheit“.[6] Er verlangt im Hinblick auf die Antike, auf das Griechentum im Stil „dem Blick sich auf einmal offenbarende Verhältnisse“.[7] Schopenhauer vergleicht einmal — nicht ohne guten Grund — das Genie mit dem Kindesalter.[8] Das Kind aber ist keusch, seine Denkweise und Sprache naiv; so wird ihm auch hierin das Genie gleichen. Schopenhauer hat zweifellos recht. — Aber da das Genie nach Schopenhauers eigenem Urteil ein monstrum per excessum,[9] ein portentum[10] ist, das „im Laufe der Jahrhunderte nur hin und wieder einmal auftaucht“,[11] so wäre es doch schlimm um all die andern Menschenkinder bestellt, wenn sie nun verstummen müſsten, da sie in rechter Selbsterkenntnis sich zu den „Mediokren“ oder „nur klugen Köpfen“ rechnen. Und wenn sie nur

---

[1] F. VI, 559; G. V, 555.
[2] Ibidem.
[3] F. VI, 551; G. V, 546.
[4] F. VI, 533; G. V, 548f.
[5] F. VI, 551; G. V, 546.
[6] F. VI, 583; G. V, 556.
[7] F. II, 509; G. I, 549; cf. C. F. Primer: „Paul Deussens neue Schopenhauer-Ausgabe“; „das freie Wort“, XI. Jahrgang, Nr. 4, S. 148f.
[8] F. III, 451; G. II, 463.
[9] F. III, 451; VI, 617; G. II, 443; V, 614.
[10] F. III, 160; G. II, 169.
[11] F. I, Wu., 118; G. III, 135. (Diesen Gedanken spricht er zu wiederholten Malen aus.)

Bausteine zusammentragen, Handlangerdienste leisten für den „eminenten" Kopf, so dienen sie der Menschheit. Das Genie „trägt uns, wohin wir allein nicht gelangen können;"[1] und doch bleibt jedes Genie ein Kind seiner Zeit, seines Volkes; der Weisel wäre nicht, gäb's keine Bienen, keinen Schwarm. Nun, SCHOPENHAUER stellt die hohe Forderung zunächst an sich selbst; denn er glaubt an seinen Genius. Wir werden zu erweisen haben, dafs er dieser seiner höchsten Forderung gerecht wird.

Fasse ich — die Summe ziehend — SCHOPENHAUERS Stilgesetze in einem Satze zusammen, so lautet das Ergebnis, indem ich mich seiner eigenen Worte bediene:

„Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge!"[2]

ε) Forderungen rein formaler Art.

Ich möchte noch hinzufügen, dafs SCHOPENHAUER den Wert der rhetorischen und dichterischen Figuren wohl zu schätzen weifs und vor allem die gewichtige Bedeutung des Epithetons[3] und des Vergleichs[4] kennt, dafs er, der einst das Deutsche nicht verstand, ein feines Ohr für Kakophonien hat[5] und endlich als philosophischer Interpret der Musik, mit dem nur Kierkegaard zu vergleichen ist, die Macht des Rhythmus kennt.[6]

Einmal spricht SCHOPENHAUER auch von der Architektonik seiner Darstellung.[7] Zweiter und erster Band seines Hauptwerkes sollen korrespondieren. Im übrigen hat er sich wenig um die Architektonik gekümmert. Im Gegenteil: alles, was nach Symmetrie, Schema u. dgl. aussah, hafste er. So wirft er KANT das Wohlgefallen

---

[1] F. III, 159; G. II, 167. [2] F. VI, 556; G. V, 552.

[3] F. II, 287; G. I, 322: „Die Epitheta . . . schränken die Allgemeinheit jedes Begriffes ein, mehr und mehr, bis zur Anschaulichkeit".

[4] F. VI, 580; G. V, 581: „Gleichnisse sind von großem Werthe; sofern sie ein unbekanntes Verhältnifs auf ein bekanntes zurückführen. Auch die ausführlicheren Gleichnisse, welche zur Parabel, oder Allegorie anwachsen, sind nur die Zurückführung irgend eines Verhältnisses auf seine einfachste, anschaulichste und handgreiflichste Darstellung"; desgl. F. II, 284; G. I, 319.

[5] G. N. II, 169f.

[6] F. II, 287; G. I, 322; cf. F. III, 488; G. II, 501!

[7] F. III, 411; G. II, 423.

an der Symmetrie zu sechs Malen vor.[1] Für SCHOPENHAUER gibt es eigentlich nur eine Zweiteilung: „Die Welt ist Wille“ und „die Welt ist Vorstellung“, just wie er es an sich selber erfuhr. Sein Intellekt überragte die Zeitgenossen, sein Wille machte ihm zu schaffen. Und nach dieser Zweiteilung richtet sich auch seine Darstellung. Sonst findet man keine Spur von Abschnitten oder Einschnitten. Selbst die Paragraphen sind willkürlich gesetzt, sicherlich späteren Datums, wie schon daraus hervorgeht, daſs GRISEBACH eine andere Ordnung aufweist als FRAUENSTÄDT.

An einer einzigen Stelle war SCHOPENHAUER „Systematiker“: an der vierfachen Wurzel des Satzes vom Grunde hat er immer festgehalten. Ich glaube: das war „Eigensinn“. — Wenn er sonst nicht — mir sei der Ausdruck gestattet! — „architektonisch kokettierte“, so ist es nicht zu bedauern — um seiner Objektivität willen.

4. Lateinbildung.

Es könnte befremden, daſs ich die lateinische Bildung als Vorbedingung für den Schriftsteller in einem besonderen Kapitel bringe. Allein wer weiſs, wie hoch SCHOPENHAUER das Latein schätzte, wird es entschuldigen. Auch scheinen mir SCHOPENHAUERS Betrachtungen über diesen Punkt insofern völlig zeitgemäſs, als die Lateinbildung immer mehr auf ein Minimum reduziert zu werden droht. — SCHOPENHAUER selbst habe das Wort!

„Worte und Sprache sind . . . das unentbehrliche Mittel zum deutlichen Denken. Wie aber jedes Mittel, jede Maschine, zugleich beschwert und hindert; so auch die Sprache: weil sie den unendlich nüancirten, beweglichen und modifikabeln Gedanken in gewisse feste, stehende Formen zwängt und indem sie ihn fixirt, ihn zugleich fesselt. Dieses Hinderniſs wird durch die Erlernung mehrerer Sprachen zum Teil beseitigt . . . Die alten Sprachen aber leisten diesen Dienst sehr viel besser, als die neuen; weil, vermöge ihrer groſsen Verschiedenheit von diesen, derselbe Gedanke jetzt auf ganz andere Weise ausgedrückt werden, also eine höchst verschiedene Form annehmen muſs; wozu noch kommt, daſs die vollkommenere Grammatik der alten Sprachen eine künstlichere und vollkommenere Konstruktion der Gedanken und ihres Zusammenhanges möglich macht.“[2]

---

[1] F. II, 509, 544, 564, 576, 585, 630; G. I, 549, 585, 606, 618, 627, 673.
[2] F. III, 71; G. II, 77.

Auf die Unkenntnis der lateinischen Sprache führt er die groben grammatischen Fehler und Schnitzer zurück, die ihm täglich in den Zeitungen und „mediokren" Büchern begegnen. Solche „Skribler" und „Buchhändlerlöhnlinge" kennen nur ihre „Frau-Mutter-Sprache".[1] Hätten sie das Lateinische gelernt, so hätten sie Respekt vor der Sprache bekommen, hätten sie den Wert und Sinn der Worte erwägen gelernt.[2] „Latein lernen, heiſst die menschliche Sprache überhaupt kennen lernen."[3]

Daſs Kant einem Th. Brown, der Hume widerlegte, unbekannt blieb,[4] ist nur dem Umstand zuzuschreiben, daſs Kant deutsch schrieb. Die lateinische Sprache hätte die Sprache der Wissenschaft bleiben müssen.[5] Dann wäre Kants Philosophie nicht „im Sumpfe deutscher Urtheilskraft stecken geblieben", dann hätte Goethes Farbenlehre Gerechtigkeit gefunden, dann wäre er selbst-Schopenhauer — nicht unbeachtet geblieben; dann wäre „die so intellektuelle und urtheilskräftige Englische Nation nicht noch jetzt durch die schimpflichste Bigotterie und Pfaffenbevormundung degradirt", ermangelte „Frankreichs ruhmvolle Physik und Zoologie nicht der Stütze und Kontrole einer ausreichenden und würdigen Metaphysik".[6] Aber — man kennt eben immer nur einen einzigen modernen Patois; daher das Übel![7]

Schreibt lateinisch! Ihr schreibt doch nicht für Schuster und Schneider![8] Laſst den Ungelehrten seine Inferiorität fühlen[9] und kehrt euch nicht an das Gebelle pedantischer Puristen![10] Führt ihr griechische und lateinische Autoren an, so tut es im Urtexte! Sie mit deutschen Noten herauszugeben, ist „eine Schweinerei und Infamie".[11] Zum Schlusse noch ein Wort, das gleichsam die Quintessenz dieser Schopenhauerschen Gedanken darstellt: „Der

---

[1] F. VI, 576; G. V, 575; desgl. N. II, 123.
[2] G. N. II, 169. [3] Ibidem. [4] F. III, 42f.; G. II, 49.
[5] Ich möchte noch bemerken, daſs Schopenhauer sich der Gewalt wohl bewußt war, die man Gedanken antue, wenn man sie ins Lateinische übertrage (cf. G. N. IV, 478, Brief an Goethe vom 24. XI. 1813!). Wenn aber gerade er dennoch beklagt, daſs Latein nicht die wissenschaftliche Sprache geblieben sei, so war er dazu berechtigt. Allein die „Theoria colorum physiologica" beweist, daſs er nicht nur deutsche Gedanken ins Lateinische übertrug, sondern wirklich modern-wissenschaftlich in lateinischer Sprache denken konnte.
[6] F. VI, 521; G. V, 514. [7] F. III, 71; G. II, 77.
[8] F. VI, 522; G. V, 515. [9] Ibidem.
[10] F. VI, 602; G. V, 599. [11] F. VI, 521; G. V, 514f.; cf. N. II, 123!

Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht Einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet: sein Horizont ist äufserst beschränkt: nur das Nächste sieht er deutlich, wenige Schritte darüber hinaus verliert er sich ins Unbestimmte. Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neueren Jahrhunderte, das Mittelalter, das Alterthum . . . Wer kein Latein versteht, gehört zum Volke, auch wenn er ein grofser Virtuose auf der Elektrisirmaschine wäre und das Radikal der Flufsspathsäure im Tiegel hätte."[1]

Es hiefse die Wucht des Schopenhauerschen Stiles, mit dem er für die Lateinbildung eintritt, abschwächen, wollte ich ihm mit schwacher Zunge beipflichten. Man stelle sich nur einmal die Frage: „Was wäre uns Schopenhauer, wenn er das Lateinische nicht beherrscht hätte?" Ich glaube, wir kennten nicht einmal seinen Namen.

Spricht er stolz, und blickt er herab auf das inferiore Volk, wer will es ihm verargen? Wer ein Genie ist, weifs es und hat das Recht, stolz zu sein. — Und wird der stolze Ton nicht auch seine Früchte tragen? — Ich kenne einen Dorfschulmeister, der die lateinische Sprache erlernte, nur um Schopenhauer völlig verstehen zu können. Und er beherrscht sie jetzt besser als mancher Abiturient. So hat er zwiefachen Gewinn: er hat seinen Horizont erweitert und einen Freund gefunden, der ihm Tröster und Erquicker ist im Leide und in einsamen Stunden. Ja, noch mehr: Er schreibt ein Deutsch, dafs man mir wiederholt nicht glauben wollte, dafs der Mann nur Seminarbildung habe. — Ob er wirklich nur einen Ausnahmefall darstellt?

b) Seine Darstellungskunst.

Die Frage ist: Wird Schopenhauer in seiner Sprache seinen eigenen Forderungen gerecht?

Es läge nahe, die Frage durch eine Auswahl besonders schöner und bezeichnender Stellen aus seinen Werken zu beantworten. Und in der Tat möchte ich auf eine solche Zusammenstellung der Partien, die ich für die sprachlich schönsten halte, auch nicht verzichten. Aber einerseits würde sie allein nicht genügen; denn eine Auswahl bestimmter Passus ist immer einigermafsen willkürlich,

[1] F. VI, 606; G. V, 603.

so dafs mir der Vorwurf gemacht werden könnte, ich sei parteilich vorgegangen oder hätte nach subjektivem Empfinden geurteilt. Andererseits wird sich bei der Betrachtung einzelner Abschnitte, Perioden oder Sätze zeigen, dafs in ihnen noch Schönheiten geborgen liegen, die von einer ganz anderen Seite her ihre rechte Würdigung empfangen, als es bei der SCHOPENHAUERschen Beleuchtung möglich wäre. Ich lasse daher zunächst eine Allgemeinbetrachtung der Sprache SCHOPENHAUERS folgen und werde an sie eine Einzelbetrachtung schliefsen.

I. Allgemeinbetrachtung.

α) Zur Objektivität.

Wir sahen, dafs SCHOPENHAUER von einem Schriftsteller Objektivität, Anschaulichkeit an erster Stelle verlangte. Ist SCHOPENHAUERS Sprache anschaulich?

Wir werden die Antwort am ehesten finden, wenn wir uns die Frage vorlegen, ob SCHOPENHAUER objektiv, d. h. unpersönlich dachte.

Völlige Objektivität ist für den Menschen eine Unmöglichkeit. Ein jeder trägt — nach BACON — sein idolon horizontis mit sich herum; wir können nicht „aus unserer Haut heraus"; ein jeder von uns steht — trotz KOPERNIKUS — im Mittelpunkt des Alls; wohin wir uns auch wenden: der Horizont geht mit uns mit; „und nähmen wir Flügel der Morgenröte", um dich, um mich dreht sich die Welt in ewigem Tanze. Ein jeder sieht mit seinen Augen. Absolute Gedanken hat nur — — — Gott. SCHOPENHAUER war ein Mensch. So werden wir von ihm nichts Unmenschliches verlangen. — Aber vielleicht war er subjektiver in seinem Denken und Schauen als andere?[1] War er doch keine normale Natur, sondern ein *δυσκολος*, dem die Welt allerorten nur die Schattenseiten zukehrte — mit Ausnahme jener Feierstunden, da sich sein „Intellekt von der Dienstbarkeit unter dem Willen frei zu machen"[2] wufste.

Grofs ist die Zahl derer, die geneigt sind, seine ganze Philosophie als reine „Dichtung" (im Sinne von „Erdichtung"), ja, als

[1] cf. S. HOCHFELD: „Fechner als Religionsphilosoph", Erlanger Dissertation, 1908 (Bonnefs u. Hachfeld, Potsdam), S. 71f.

[2] F. III, 415; G. II, 427.

„schlechthin unwahr“ zu bezeichnen. Man kann in verschiedenen „Geschichten der Philosophie“ oft genug der Wendung begegnen, dafs Schopenhauer in seiner Philosophie einen — schönen oder grausigen — Roman geboten habe. — Ist Schopenhauer objektiv?

Ich glaube, dafs man Schopenhauer, der durchaus kein Freund der „hohen Stöfse von Romanen“[1] war, unrecht tut, dafs er der Überzeugung lebte, uns mehr als einen „Roman“ geboten zu haben, und dafs man ihm Objektivität nicht absprechen kann. Ja, ich möchte behaupten, dafs er sein Auge im Blick auf die Welt (man gewähre mir den Ausdruck!) objektiver einstellte als viele andere Philosophen.

Seine Werke tragen durchaus nicht das Gepräge eines am Schreibtisch erdachten Systems. Nirgends umgibt uns Stubenluft und Ofenwärme. „Wie ein Wasserspiegel die Bilder der Dinge aufnimmt, die am Ufer stehen, nicht anders verhält sich Schopenhauers Intellekt zu den Dingen, die in seinen Gesichtskreis treten.“[2] Er führt uns hinaus in die lebendige Natur, in den wütenden Kampf ums Dasein, in die Laboratorien, Klöster, Bankhäuser, Theater, Kriminalgerichte, Lazarette, in die Dunkelkammer Daguerres, nach Indien, Ceylon, zu den Lappländern, den amerikanischen Sklavenhändlern, zu Mineralogen, Anatomen, in Konzerte, Kirchen, Folterkammern und — wohin nicht noch? Er geht mit uns spazieren und erzählt uns, was ihm die Dinge sagen, künden; und wir verstehen, was er meint! Denn mit einem Schlage sehen wir mit seinen Augen; die Welt erscheint uns düster, nur hin und wieder durchleuchtet von der Sonne, die dem still Betrachtenden glänzt, das Leben nicht mehr lebenswert, als ein einziger faux pas. Ja, hat denn die Welt nicht auch eine Schattenseite? Ist nicht jedes Menschen, jedes Tieres Leben letzten Endes eine Tragödie?

Was aber anderes ist Objektivität, die doch immer nur eine relative sein kann, als die Empfänglichkeit für die Vorgänge in der Welt und die Treue im Bericht des Empfangenen? — Diese Treue aber besafs Schopenhauer. Wer sie ihm abspräche, diente der Wahrheit nicht.

Ich setze ein schönes Wort Volkelts hierher: „Man fühlt sich, wenn man Schopenhauer liest, in der unmittelbaren Nähe

---

[1] F. III, 608; G. II, 324.

[2] F. Paulsen, „Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles“, II. A., 1901 (Cotta), S. 43.

von Natur und Menschenwelt. Alles ist voll von Anschauung und innerem Erleben. Die Worte sind so gewählt und gesetzt, dafs sie noch nach der Frische des Erfahrungsbodens schmecken."[1]

Es sei mir gestattet, ein Beispiel anzuführen, um meine Behauptung zu stützen. Ich greife es aus der unendlich grofsen Zahl von Belegen heraus, die fast jede Seite von Schopenhauers Werken birgt. Die Wahl ist keine willkürliche; ich lasse mich vielmehr von dem Eindruck leiten, den die Zeilen beim ersten Lesen auf mich ausübten, und dessen ich mich noch lebhaft erinnere.

In seinen „psychologischen Bemerkungen" spricht Schopenhauer über die Gestikulation, die ihm als „der moralisch oder intellektuell wesentliche Gehalt der ganzen Rede, in abstracto", also als „die Quintessenz, die wahre Substanz derselben"[2] erscheint. Und ihn belustigt „die völlige Identität und Stabilität der Gesten, zur Bezeichnung derselben Verhältnisse, auch wenn sie von den verschiedenartigsten Personen angewandt werden."[3]

Wie kam er zu dem Resultat?

Er schreibt selbst: „Ich kann einem lebhaften Gespräche, etwan vom Fenster aus, zusehend, ohne irgend ein Wort zu vernehmen, doch den allgemeinen, d. i. blofs formellen und typischen Sinn desselben sehr wohl verstehn, indem ich untrüglich wahrnehme, dafs der Redende jetzt argumentirt, seine Gründe vorlegt, dann sie limitirt, dann urgirt und siegreich die Konklusion zieht; oder aber, dafs er referirt, etwan das ihm angethane Unrecht palpabel" (wie ist das Fremdwort hier am Platze!) „darlegt, die Verstocktheit, Dummheit, Unlenksamkeit der Gegner lebhaft und anklagend schildert; oder aber erzählt, wie er einen feinen Plan ersonnen und ausgeführt hat, sodann siegreich den Erfolg darlegt; oder aber beklagt, wie er, durch Ungunst des Schicksals, dennoch eine Niederlage erlitten; wiederum auch, dafs er seine Rathlosigkeit im vorliegenden Fall bekennt; oder aber, dafs er erzählt, wie er die Machinationen Anderer zeitig gemerkt, durchschaut, und, durch Behaupten seines Rechts, oder Anwendung seiner Gewalt, sie vereitelt und die Urheber gestraft habe; — und hundert ähnliche Dinge mehr."[4]

---

[1] J. Volkelt, „Arthur Schopenhauer", III. A., 1907, S. 400.
[2] F. VI, 647; G. V, 646.
[3] Ibidem.
[4] F. VI, 646f.; G. V, 646.

Wer sieht nicht den alten Herrn hinter dem Fenster stehen und scharfen Auges die Gestikulierenden beobachten? Und — man merkt es — das hat er oft getan. Frankfurts Strafsen mit ihren „Gaffern“ und „Neugierigen“, über die er sich wiederholt in Zorn und Verachtung geäusfert hat, werden ihm reichlich Gelegenheit zu solchem Schauspiel gegeben haben.

Er kündet, was er sah. Aber was sah er? — Mehr als gewöhnliche Sterbliche! Und er berichtet mit bewundernswerter Treue, also dafs wir dasselbe sehen wie er. Er hat unsere Augen geöffnet. Während er spricht, konstruieren wir uns jene Gesten, aber nicht mit Mühe und Not; nein: bei jedem Wort fast haben wir ein lebendiges Bild vor Augen; wir sehen, wie sich die Hand breitet, der Zeigefinger sich reckt oder an die Stirne fährt, die Faust sich ballt, die Schultern sich in die Höhe ziehen, die Arme auseinanderweichen, der Daumen über die Schultern nach rückwärts weist, der Mund des Sprechenden sich dem Ohre des Zuhörers nähert, die Hände sich vergnügt aneinanderreiben, die Augen verschmitzt sich schliefsen usf. Und das alles sehen wir zugleich am Mucker, am Waschweib, an Frau Base, der Gevatterin, dem Pflastertreter usw. Wir unterschreiben das Resultat, zu dem Schopenhauer gelangt. Das heifst: Er hat anschaulich geschildert.

Schopenhauers Stil ist objektiv; „er stellt die Worte so, dafs sie den Leser geradezu zwingen, genau dasselbe zu denken, was der Autor gedacht hat“.[1] Die Subjektivität des Stils besteht nach Schopenhauer darin, dafs „es dem Schreiber genügt, selbst zu wissen, was er meint und will“.[2] Subjektivität in diesem Sinne ist mir bei Schopenhauer nicht an einer Stelle begegnet. Sein Stil trägt durchweg das Gepräge der Anschaulichkeit.

Wodurch erreicht er das?

Nun, einerseits ist er selbst ein Künstler; er ist mit einem Blick gesegnet, wie er nur wenigen Menschen beschert wird. Diese Kunst, zu sehen, was nicht jeder sieht, wirkte auf seine Darstellung, just wie der Bildhauer die spezifische Schönheit einer Gestalt mit einem Blick erschaut und sie nun in Marmor wiedergibt. — Sodann aber ward ihm „alles Vergängliche zum Gleichnis“. Woher denn die Fälle seiner Gleichnisse, die seiner Sprache solche Anschaulichkeit geben? Sie alle sind nicht ad hoc herbei-

---

[1] F. VI, 575; G. V, 574.

[2] Ibidem.

gezogen, während er am Schreibtisch saſs; sondern: selbst wenn er nicht versichert hätte, daſs er vor dem Schreiben denke,[1] wäre es uns Gewiſsheit, daſs die Dinge selber gleichsam Träger der Gedanken waren, die nun in SCHOPENHAUERS Seele ihren Widerhall fanden. Er machte die Dinge nicht zu Symbolen, sondern er enträtselte jene Symbole, die die Dinge — ich möchte sagen — von Haus aus darstellten. Darum tragen SCHOPENHAUERS Vergleiche eine eigene Farbe; darum erkennt man sie immer wieder, und wenn sie auch aus fremdem Munde ertönen. — Die ganz ungeheure Zahl seiner Gleichnisse veranlaſst viele immer wieder, sich ihrer zu bedienen, als seien sie eigenes „Fabrikat". Vergebliche Mühe! SCHOPENHAUER ist vor literarischem Diebstahl gesichert; er hat seine eigene Sprache, die jeder wiedererkennt, wer sie nur recht gehört hat. SCHOPENHAUER bleibt SCHOPENHAUER!

$\alpha\alpha$) Der Vergleich.

Zur rechten Würdigung der SCHOPENHAUERschen Vergleiche könnte man nur durch eine besondere Abhandlung kommen. Ich muſs mich hier auf das Wichtigste beschränken. Zunächst einige Vorbemerkungen!

Durch seine Gleichnisse und ihre meisterhafte Anwendung überragt er, soviel ich sehe, alle Philosophen. Auch seine zahlreichen Analogien gehören hierher, in denen er allerdings von FECHNER übertroffen wird. Man könnte SCHOPENHAUER geradezu den „Philosophen des Vergleichs" nennen. Streckt er die eine Hand aus, um unsere Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu lenken, so ertönt alsbald ein „wie", die andere Hand weist uns auf ein Konkretes. Und was uns eben noch vielleicht zu „begrifflich gefaſst" erschien, wird im Nebensatze zur „Anschaulichkeit" gebracht. Er spannt uns gleichsam durch seine abstrakten Reflexionen, um uns im Gleichnis darauf die Lösung zu bringen. Und sogleich erkennen wir, daſs zeitlich das Konkrete dem Abstrakten voraufging, — weil seine Vergleiche nicht hinken. (Ich verstehe unter „Hinken" das sofortige In-die-Augen-Springen der Verschiedenheiten.)

Und was steht ihm nicht alles zu Gebote, wenn er seine Gedanken durch bekannte Dinge und Verhältnisse erläutern will! Es wird schwer halten, wenn nicht gar unmöglich sein, seine

[1] F. VI, 577; G. V, 577.

Gleichnisse zu rubrizieren. Was immer es auch sei, alles redet Offenbarungen zu ihm.

Vor allem ist es das Licht, „das Erfreulichste der Dinge“,[1] das er immer wieder gleichnisweise heranzieht. Licht und Schatten, Farben und Musik — kann man sagen — begleiten ihn, wohin er auch als Philosoph den Blick richtet. Aber noch vieles mehr: Tier- und Pflanzenwelt, Mineralogie, Chemie, Physik, Astronomie, Mathematik, Staat und Politik, Geschichte und Mythus, Literatur, Traum und Somnambulismus, Hypnose, Krankheit, Schauspiel und Oper, Handwerk und Künste, ja: selbst das nüchterne Kaufmannsleben und Bankwesen u. a. m. dienen ihm dazu, uns das, was er meint, zu versinnbildlichen. Man merkt: ihm ist daran gelegen, „uns zu zwingen, genau dasselbe zu denken, was er gedacht hat“, ihm ist es um Objektivität, um Anschaulichkeit zu tun.

Ich führe im folgenden einige seiner Vergleiche vor, die mir als typisch für die Art des Schopenhauerschen Blickes und Denkens erscheinen. Wenige werden für die vielen gelten können, um uns ein Bild davon zu machen, eine welch beredte Sprache die Dinge zu Schopenhauer sprechen, die vor dem Alltagsmenschen stumm und tot erscheinen.

Schopenhauer spricht des öfteren von einer zwiefachen Betrachtungsart der Dinge. „Die dem Satz vom Grunde nachgehende ist die vernünftige Betrachtungsart, welche im praktischen Leben, wie in der Wissenschaft, allein gilt und hilft: die vom Inhalt jenes Satzes wegsehende ist die geniale Betrachtungsart, welche in der Kunst allein gilt und hilft. . . . Die erstere gleicht dem gewaltigen Sturm, der ohne Anfang und Ziel dahinfährt, alles beugt, bewegt, mit sich fortreifst; die zweite dem ruhigen Sonnenstrahl, der den Weg dieses Sturmes durchschneidet, von ihm ganz unbewegt. Die erstere gleicht den unzähligen, gewaltsam bewegten Tropfen des Wasserfalls, die stets wechselnd, keinen Augenblick rasten: die zweite dem auf diesem tobenden Gewühl still ruhenden Regenbogen“.[2]

Zwei Bilder zugleich, die scheinbar dasselbe sagen und doch gerade in ihrer Abweichung erst ein Gesamtbild ergeben. — Der

[1] F. II, 235; G. I, 269 und öfter.

[2] F. II, 218; G. I, 252 und öfter. Vergleiche auch das Gedicht: „Sonnenstrahl durch Wolken im Sturme“, F. VI, 692; G. V, 692!

Wissenschaftler ist der Mann rastloser Unruhe; er kennt kein festes Ziel, dem er zustrebt, weifs auch nichts über das „Woher?“, wie der Sturm, von dem wir nicht wissen, „von wannen er kommt, und wohin er fährt“, nur vorwärts, vorwärts drängt es ihn; alles setzt er in Aufruhr, in Bewegung, nichts läfst er unangetastet, und vieles Althergebrachte reifst er nieder, stürzt er um, wie der Sturm alles vor sich her verheert; wo Ruhe, Frieden herrschte, da tobt und gärt es jetzt, da regen sich tausend Fragen allerorts, wenn der Mann der Wissenschaft mit kritischem Auge die Dinge mustert, wie durch den Sturm eine friedvolle Landschaft mit einem Schlage in tobende Bewegung versetzt wird. Und alles Forschen, Fragen, Tieferdringen nützt nichts, der Mann der Wissenschaft wird die innere Qual nicht los, weiter stürmt er, weiter — wer weifs, wohin? —, wie der Sturm nie aufhört, sondern nur den Ort verläfst, um andere Orte zu überfallen.

Und dort das Hasten, Raffen, Scharren des unbändigen Willensmenschen! Überbieten, überflügeln will er die andern, eilen, rasend fliegen — wie der Sturm —, dafs ihm niemand zuvorkomme; nur nicht ruhen, rasten, um sich blicken, niederschauen auf das Blümlein am Wegrande, das ihm doch so lieblich winkt; keine Gegenwart gibt's für ihn, nur das flüchtige Ziel in der Ferne, in der Zukunft, das ihm winkt, ihm winkt — immer aus derselben Weite, wie der Sturm dahinsaust unbekümmert um zerknickte, zerbrochene, zerschmetterte Fichtenkronen, vorwärts — weiter — näher dem immer ferneren Ziele.

Gewaltig ist das Material, das der Forscher sammelt, unzählig sind seine Fragen wie die Tropfen im Wasserfall; seine Probleme überstürzen sich, entgleiten ihm; kaum dafs er sie anfafste, entsinken sie ihm; denn neue, immer neue Fragen türmen sich wie die Milliarden von bewegten, stürzenden, rollenden Tropfen im Wasserfall; tausend Probleme sieht er zugleich und doch jedes einzeln, und jedes macht ihm zu schaffen, da sich keines erfassen, halten läfst, wie du den Wasserfall als Strom und doch als unzählige Tropfen wahrnimmst, von denen du keinen erhaschen kannst.

Ruhlos, in immer neuem, verlockendem Lichte erscheinen dem spähenden Auge des gierigen Willens Projekte, aussichtsvolle Pläne, gleifsende Entwürfe, schon schien das eine erreicht —: es hielt nicht, was es versprach; neues Ziel — dasselbe Lied; fort geht's über felsigen Pfad; da — schimmernder Glanz noch herr-

licherer Ziele —: und sie zerstieben schäumend wie die perlenden Tropfen des Wasserfalls, die am Fels zerschellen.

Und hier der Künstler! Von einer anderen Welt her, fern aus lichten Höhen schaut er auf das Getriebe der Erde herab wie der Sonnenstrahl, der vom Himmel herniedersteigt, um die Erde mit seinem Glanze zu grüfsen, zu beleben; in ruhiger Majestät steht er im Aufruhr der Welt, nichts büfst er von dem Glanze ein, den er aus einer anderen Welt empfing, wie der Sonnenstrahl leuchtet still, unbewegt, weifs in himmlischer Klarheit mitten im Aufruhr der wogenden, flutenden, wirbelnden Atmosphäre, mitten unter den huschenden Schatten, die vom Sturm gepeitschte Bäume auf die Erde malen. Still und ruhig thront der Künstler über dem Gewühle der hastenden Menschheit, nicht auf das Vergängliche ist sein Blick gerichtet, sein Auge erglänzt in Schönheit, die nur ein Widerhall ist der Harmonie, die sein Auge im Wechsel und Wandel der Lichter und Schatten erblickt, wie im unbeweglichen Regenbogen sich alle disharmonierenden Farben und dissonierenden Töne der flutenden, springenden, tanzenden Wassertropfen einen zu einem schönen, farbenprächtigen und farbenreinen Bilde.

Wer will es unternehmen, Schopenhauers Vergleich zu erschöpfen? Und wer will es wagen, auf das Hinkende seines Vergleichs zu weisen?

Woher diese Anschaulichkeit? Nun, er sah den Sturm und den Wasserfall, und er sah den Strahl der Sonne — still, unbewegt im Aufruhr des Äthers,[1] den Regenbogen in überirdischer Ruhe über dem Gewühl tausendfach bewegter Wassertropfen. Und da hörte er, was sie predigten —: der Bogen, der Lichtstrahl, der Fall, der Sturm. Und nun trieb es ihn, ein Interpret dieser Sprache zu werden, die Tausende vernommen und nicht verstanden hatten. — Ist Schopenhauer nicht ein Meister der Darstellungskunst?

O, er wufste es auch, dafs seine Vergleiche Schätze waren, an denen sich die Menschheit laben würde. Darum hütete er sie wie Kleinodien, wie ein Vater seine Kinder bewacht. Wenn er im Gleichnis sagt: „Wenn ein Mensch den Tod als seine Vernichtung fürchtet, ist es nicht anders, als wenn man dächte, die Sonne

[1] Vergleiche die schöne Stelle F. III, 342; G. II, 353: „Um hievon die unmittelbarste Ueberzeugung zu erhalten ....“ bis „... wie ein Gespenst“!

könne am Abend klagen: ‚Weh mir! ich gehe unter in ewige Nacht!'", so betont er ausdrücklich, dafs GOETHE das Gleichnis von ihm habe, nicht etwa er von GOETHE, und beweist es.[1]

Ich lasse nunmehr einige wenige Vergleiche SCHOPENHAUERS ohne Interpretation folgen. Sie mögen als Beispiele dafür dienen, wie er das, was für den Durchschnittsmenschen Hieroglyphen sind, entzifferte.

„Die Insekten und andere untere Thiere in ihrem Gehn und Thun, Treiben und Beabsichtigen sind anzusehn als die ABC-Schützen der Schöpfung: sie liefern die Rudimente unseres Thuns und Treibens".[2]

„Das natürliche Bild eines freien Willens ist eine unbeschwerte Waage: sie hängt ruhig da, und wird nie aus ihrem Gleichgewicht kommen, wenn nicht in eine ihrer Schaalen etwas gelegt wird. — Die Neigungen sind das auf die Schaale der Waage gelegte Gewicht."[3]

Der Philosoph „mufs dem Oedipus des SOPHOKLES gleichen, der Aufklärung über sein eigenes schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er es schon ahndet dafs sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird. Aber da tragen die Meisten die Jokaste in sich, welche den Oedipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen."[4]

„Ist die ganze Welt als Vorstellung nur die Sichtbarkeit des Willens, so ist die Kunst die Verdeutlichung dieser Sichtbarkeit, die Camera obscura, welche die Gegenstände reiner zeigt und besser übersehen läfst, das Schauspiel im Schauspiel, die Bühne auf der Bühne im ‚Hamlet'".[5]

„Die Zeitungen sind der Sekundenzeiger der Geschichte. Derselbe aber ist meistens nicht nur von unedlerem Metalle, als die beiden anderen, sondern geht auch selten richtig. — Die sogenannten „leitenden Artikel" darin sind der Chorus zu dem Drama der jeweiligen Begebenheiten."[6]

„Durch fortgesetzte Anstrengung ermüdet der Intellekt bis zur gänzlichen Abstumpfung, wird erschöpft, wie die VOLTAsche Säule durch wiederholte Schläge."[7]

---

[1] F. II, 332f.; G. I, 336f.
[2] G. N. IV, 130.
[3] F. IV, E., 73; G. III, 452.
[4] G. VI, 223f., Brief an GOETHE vom 11. XI. 1815.
[5] F. II, 315; G. I, 351.
[6] F. VI, 481; G. V, 474.
[7] F. III, 239; G. II, 247.

Doch es sei genug der bloſsen Zitate! Ich möchte noch auf einen anderen Punkt aufmerksam machen: Man kann Schopenhauers Vergleiche, soweit er sie nicht selbst durch ein „insofern als" beschränkt, zumeist bis zu Ende durchführen, ohne daſs man irgendwie auf ein Hinkendes stöſst. — Ein Beispiel möge diese Durchführbarkeit der Vergleiche beleuchten:

Er nannte den Stil „die Physiognomie des Geistes". Demnach ist die Sprache, in der jemand schreibt, „die Nationalphysiognomie".[1] Ahmen Schriftsteller fremden Stil nach, so tragen sie eine „Maske" („man hört wohl was sie sagen; aber man sieht nicht auch dazu ihre Physiognomie").[2] Und endlich Affektation im Stil wäre dem Gesichterschneiden"[3] zu vergleichen.

Ich glaube, daſs sich kaum ein klareres Bild von dem, was wir „Stil" zu nennen pflegen, gleichnisweise finden lieſse.

Messen wir einmal an Schopenhauers Wort: „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes" das Wort Buffons: „Le style c'est l'homme"! — Beide wollen zum Ausdruck bringen, daſs der Stil etwas Individuelles sei. Schopenhauer meint: Wie die leibliche Physiognomie eines Menschen uns untrüglich über die Person, als die Trägerin jener Physiognomie, Aufschluſs gibt, also daſs wir sie zu jeder Zeit unter Tausenden wiedererkennen — jeder hat nur eine, „seine" Physiognomie, — so drückt sich jeder Geist unmittelbar in einem, „seinem" Stil aus, der wiederzuerkennen ist unter Tausenden, die dieselbe Sprache reden. Hier das Unbekannte „Stil" — dort der Schlüssel zum Verständnis: „geistige Physiognomie". Und nun Buffon! Stil und Mensch werden einander gleichgesetzt. Hat Buffon damit interpretiert? — Mir will scheinen, als ob uns, wenn ich den Stil „den Menschen" nenne, Stil eine Hieroglyphe bleibt. Der Mensch ist ein Individuum, und der Stil ist individuell. Wohl! Aber bin ich damit auch nur um einen Schritt weitergekommen im Verständnis jenes X, das mir faſsbarer gemacht werden sollte? — Könnte ich nicht die Taten eines Menschen, seine Neigungen, Wünsche, seinen Willen, ja die Art seines Sterbens, seinen Gang, seine Handschrift, seine Stimme, seine Haltung dem Menschen selber gleichsetzen? Ich kann nicht finden, daſs Buffon mit seinem viel zitierten Worte irgendwie uns näher brächte, was wir mit jenem letzten Worte „Stil" bezeichnen.

---

[1] F. VI, § 290; G. V, § 282.

[2] Ibidem. [3] Ibidem.

Gleichnisse sollen enthüllen; Gleichnissen geziemt nicht die Orakelsprache. In der Gleichung x = y — z ist mir x nicht nur unbekannt, solange ich nichts über jene unbekannte Differenz (y — z) weiſs, nein: sie wird mir eben durch jene Gleichsetzung mit (y — z) nur noch unbekannter, geheimnisvoller. Es hieſse, einen Wissensdurstigen von Dodona, wo er eine unenträtselbare Antwort erhielt, nach Delphi schicken, damit er eine zweite pythische Antwort erhalte, wenn man Gleichnisse anwendete, um einem in dicker Schale verborgenen Kern eine zweite Hülle umzulegen.

Doch weiter: man versuche einmal unter Beibehaltung jenes mystisch-dunklen „le style c'est l'homme“ sich zu sagen, was „Sprache“ ist, oder sich gar auszumalen, was „Affektation im Stile“ wäre! Die Sprache wäre „das Volk“ — nicht wahr? Und Affektation? — Ich kann nicht dafür, ich muſs an einen Schlangenmenschen im Zirkus denken, der sich die Glieder verrenkt, um uns als Frosch oder Reptil zu erscheinen.

Ich möchte sagen: man kann SCHOPENHAUERS Vergleiche erweitern wie die beiden Seiten einer Gleichung. Und das ist das Charakteristische, das Eigentümliche an ihnen.[1]

Das Wenige, was ich über SCHOPENHAUERS Vergleiche brachte, muſs zunächst genügen. Bei der Darbietung auserwählter Stellen aus SCHOPENHAUERS Werken werden wir die Schönheit noch so manchen anderen Vergleichs bewundern. Zudem bietet der Anhang dieser Schrift eine Ergänzung zu unserm Kapitel.

ββ) Das Epitheton.

SCHOPENHAUER ist nicht nur ein Meister im Gebrauch des Gleichnisses, sondern auch in der Anwendung des Epithetons, wodurch sein Stil ungemein an Anschaulichkeit gewinnt.

Schon FRAUENSTÄDT weist auf seines Lehrers „treffende, das Wesen der Sache charakterisierende Epitheta hin“.[2] Man könnte sagen: Bringt SCHOPENHAUER mit dem reinen Substantiv oder Verbum die Zeichnung, so ist das Epitheton die Farbe, die er als geschickter Künstler aufsetzt, um dem Begriffe Leben zu verleihen. Nun kann man freilich dicke Farbe auftragen; und das

---

[1] Ich verweise auf das von ihm selbst ausgeführte Gleichnis F. III, 370f.; G. II, 382, das mit den Worten beginnt: „In diesem Wurzelpunkt des Daseyns“.

[2] F. I, 30.

hat unser Philosoph auch nicht versäumt. Haſs, Spott, Ironie, Sarkasmus haben seinen Pinsel oft genug geführt. Immer aber diente das Epitheton zur Veranschaulichung dessen, was er dachte und fühlte. Je subjektiver er denkt, um so boshafter wird das Beiwort; je bezeichnender das Epitheton wird, um so weniger steht er unter dem Affekt, um so philosophischer ist er.

Teils liebt er ein einziges Attribut —: dann ist es, mit wenigen Ausnahmen, boshaft, beiſsend, bitter, giftig. Teils häuft er die Epitheta —: dann erreicht er fast vollkommene Anschaulichkeit; man wird vergebens nach einem neuen Ausdruck suchen, der SCHOPENHAUERS Gedanken ergänzen, plastischer formen könnte; es fehlt nichts, jedes weitere Wort wäre überflüssig, würde störend wirken.

Ich bringe ein paar Beispiele:

„Ein altes, eingewurzeltes, aller Untersuchung abgestorbenes Vorurtheil";

„die rechte, faktische, bündige und unabweisbare Widerlegung";

„ein gekniffenes, spitzmäuliges, dumpfes Konsonantengeräusch". Gerade im letzten Beispiel sind — kann man sagen — alle Sinne tätig; man hört das Geräusch, sieht das „Maul", man fühlt die zusammengepreſsten Lippen oder die knirschenden Zähne.

Oder wenn er sagt:

„Regelwidrige, geschrobene, verdrehte, holprige, geschmacklose und halb sinnlose Perioden", — hat man ein solches Ungetüm von Satz nicht lebendig vor sich? Und gibt's überhaupt noch einen andern Fehler, der an einer falschen Periode zu finden wäre? — Mancher Magister, der bei der Korrektur von Aufsätzen um Randbemerkungen verlegen ist, könnte bei SCHOPENHAUER in die Schule gehen.

Ist das Beiwort boshafter Art, so ist es nicht selten witzig, d. h. zweideutig.

Verbindungen wie: „der laute Vortrag der Professoren", „die liebe Mediokrität", „das unbeschnittene Asien", „der süſse Pöbel", „höchst lesenswerter Unsinn" sprechen Bände. — Ich habe, weil das Epitheton bei SCHOPENHAUER nicht nur der Versinnlichung dient, im „Anhang" ein Verzeichnis der schmückenden Beiwörter gebracht, die mir als ganz besonders charakteristisch für den SCHOPENHAUERschen Stil erschienen.

Unter die Epitheta fällt auch das Schimpfwort. Ihm ist eine besondere Stelle im „Anhang“ gewidmet. Ohne Zweifel kann unter den Philosophen keiner so prächtig, so herrlich schimpfen und wettern wie unser SCHOPENHAUER. Ich glaube nun, daſs diese Virtuosität in der Schmährede, das wuchtige Wort, das er gegen seine Feinde schleudert, sehr viel zu seiner Beliebtheit beigetragen hat. Viele werden ihn nur um dieses famosen Scheltens willen lesen, besonders die Jugend, die unter so vielerlei Druck steht, unter der Aufsicht von Eltern, Schule, Kirche, Gesellschaft, und nun in SCHOPENHAUERS Kraftworten wider jedwede Autorität Erholung, Befreiung von unerträglichem Zwange, ja, vielleicht gar eine gewisse „Erbauung“ findet. Und wenn wir ehrlich sind, so werden wir gestehen, daſs uns der schimpfende, polternde, ausfallende SCHOPENHAUER doch manche Stunde reinen Ergötzens verschafft hat, daſs uns seine brillanten und in ihren Variationen schier unerschöpflichen und unnachahmlichen Schmähreden ein ästhetisches Wohlgefallen gewähren.

Seine Angriffe richten sich gegen Skribenten, Pfaffen, Nationen, Philosophieprofessoren usw. Ich habe aber nur die Schimpfwörter wider FICHTE, SCHELLING und HEGEL, den er mit dem gröſsten Hasse „beglückt“, zusammengestellt. Es ergibt sich schon aus dieser reinen Statistik, daſs SCHOPENHAUER auch das stehende Beiwort verwendet.

Ob SCHOPENHAUER Vater des philosophischen Kraft- und Schlagworts ist, wagte ich in dieser Arbeit nicht zu untersuchen. Sicherlich wäre dabei die sozialdemokratische Literatur heranzuziehen.

β) Zum Gedankenreichtum.

Wie steht es mit SCHOPENHAUERS Gedankenreichtum?

Schon die Frage will mir wie ein Frevel an dem Manne erscheinen, der sein Leben hindurch nur eine Arbeit kannte: der Menschheit dienen mit Gedanken. Daher beabsichtige ich auch nicht, an diesem Punkte lange zu verweilen. Aber um der Feinde willen, die SCHOPENHAUER herabzuziehen trachten, sei mir ein kurzes Wort erlaubt!

Man hat behauptet, er habe nur einen Gedanken gehabt: „die Welt ist Wille“, den zweiten aber: „die Welt ist Vorstellung“ habe er von KANT übernommen. — Ich erwidere: Jeder von uns

stellt letzten Endes nur eine Idee dar, einen Gedanken Gottes, wie der Pantheist sagt; immer ist es eins, wofür man glüht, kämpft, blutet, stirbt. Wenn wir unsern Blick auf die Grofsen der Menschheit richten und versuchen, ihre Lehre und ihr Wirken in einem einzigen Satze auszudrücken, so wird uns, glaube ich, der Versuch immer gelingen; und sofort steht die ganze Person vor uns, gleichsam sub specie aeternitatis.

„Die Welt ist das Gewebe der Mâjâ", sagt Buddha; „das Bleibende sind die Ideen", lehrt Platon; „Gott ist die Liebe", verkündet Christus; „Allah ist Allah", blitzen die Säbel Mohammeds, „aus Gnaden sind wir selig geworden", donnert Luthers Stimme gegen den Papismus; „die Welt ist unendlich", erkennt Giordano Bruno zum ersten Male; „Deus sive Natura", ertönt's von Spinozas Lippen; „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", erklingt's aus Goethes Munde; „die Dingwelt ist Erscheinung", ist die Erkenntnis Kants; „Gott ist ein psychophysisches Wesen", glaubt Fechner; „der Glaube ist seiner Natur nach die zarteste, freieste und innerlichste Lebensbetätigung", ist das Vermächtnis Paulsens; „die Philosophie werde bodenständig", ist Rehmkes Predigt und Lebensaufgabe. — Und so spricht Schopenhauer: „Die Welt ist Wille". Immer ist's nur ein Wort, eine Erkenntnis, für die diese Männer ringen und leiden, eine Weisheit, die sie der Nachwelt hinterlassen. Aber das schliefst doch nicht aus, dafs der eine Gedanke viele, viele anderen Gedanken im Gefolge hat. Er zieht sich nur wie ein Leitmotiv durch ihr Denken hindurch, ist gleichsam die Tonart, in der ihr Lied, ihre Sprache, ihre Predigt, ihre Mahnung, ihre Philosophie ertönt. — Ist das ein Vorwurf? — Dann könnten wir ebenso beklagen, dafs wir blofs als Deutsche, nur als Männer geboren wurden.

„Die Welt ist Wille", ist der Mollakkord, mit dem Schopenhauers Philosophie anhebt, und in den sie ausklingt. Aber wie variabel ist dieser Gedanke! Welch eine Fülle von Gedanken erweckt er in Schopenhauer und damit in uns! Es hiefse die Augen mit Absicht schliefsen, wenn man das nicht erkennen wollte.[1]

Ich wähle ein Beispiel: Ich betrachte das Blatt eines Baumes, das eine Raupe trägt; ich staune über die wundersame, sorgfältig geformte Gestalt des Tierchens, seine Farbe, die mit der Blatt-

---

[1] Schopenhauers Philosophie ist die Entfaltung eines einzigen Gedankens, wie er es selbst sagt: F. II, VIIIff.; G. I, 9ff. und öfter.

färbung übereinstimmt, und beneide es um sein weiches, duftiges Lager, sein durch Mimikry geschütztes Leben. Und ich denke wohl an das Wort des Verfassers der Genesis: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut".[1] Da heiſst mich SCHOPENHAUER auf jene Raupe achten, die der Wind zu Boden warf, zeigt mir, daſs sie weder Fühlhörner noch Augen hat, wie sie nun im Finstern tappt und tastet, mit drei Viertel ihres Leibes in der Luft sich hin und her bewegt, um so etwa auf einen Gegenstand zu treffen, der ihr Futter reiche[2]; vergebens! Sie ist im Begriff, sich von der Nahrung, die vielleicht in ihrer Nähe liegt, zu entfernen; sie wird verhungern müssen, wenn sie nicht einem Rotschwänzchen oder einer Meise zur Nahrung dient oder von dem achtlosen Fuſse des Menschen zu Brei getreten wird. — Und SCHOPENHAUER entwickelt mir die lex parsimoniae naturae. —

Das ist eine Variation seines Themas: „Die Welt ist Wille; und dieser Wille ist ein unseliger." Aber ist's kein neuer Gedanke? Ich muſs gestehen, daſs mir SCHOPENHAUER den Blick für diese Seite der Welt erst geöffnet hat (denn DARWIN lernte ich später kennen). Und seitdem will es mir nicht gelingen, mich über die Leiden der Tierwelt hinwegzusetzen. Wenn Tiere wirklich geboren wurden nur zur Nahrung für andere, für den Menschen, warum ward ihnen Atem und Blut und Herzschlag und Empfindung? —

Ich kann wohl sagen, daſs mich SCHOPENHAUER erst denken lehrte. Bis dahin hatte ich mich in den Gedanken anderer bewegt, war ich der Tradition, der Autorität gefolgt. Wie aber könnte jemand im andern Gedanken erregen, wenn er selber an Gedanken arm wäre!

Ich will hier auch noch kurz auf seine ungeheure Belesenheit hinweisen. Er ist wie kaum ein zweiter in der Literatur — nicht bloſs der heimischen! — bewandert. Ja, jeder Zeitungsfetzen — kann man sagen — interessiert ihn, und wenn er nur von den letzten Worten eines armen Sträflings vor seiner Hinrichtung handelte.[3] Er verwertet alles. Er denkt sich bei jeder

---

[1] Gen. I, 31.

[2] cf. F. III, 555; IV, 63; G. II, 569; III, 262!

[3] cf. F. III, 726f.; IV, E., 88f.; V, 378; G. II, 744f.; III, 467f.; IV, 401!

Erscheinung immer etwas ganz anderes als der Durchschnittsmensch.[1]

Wer Schopenhauer kennt und ehrlich ist, wird gestehen, dafs er viel von ihm gelernt habe; wer es leugnet, betrügt sich selbst oder urteilt nicht sine ira.

γ) Zum Stil.

Was Schopenhauers Stil im eigentlichen Sinne anbetrifft, so gedenke ich, mich bei dieser vorläufigen Betrachtung nur kurz zu fassen.

αα) Einfachheit.

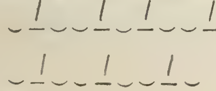
Seine Sprache ist einfach. — Natürlich mufs jeder Philosoph bei seinen Lesern etwas voraussetzen dürfen; er spricht nicht zu Schülern oder völlig Ungelehrten. Aber Schopenhauer verlangt nur weniges vom Leser, eigentlich nur dreierlei: Lateinbildung, einiges Vertrautsein mit philosophischen Grundbegriffen und ein metaphysisches Bedürfnis. Die zweite Forderung ist keine unbedingte; man kann sich aus Schopenhauer selbst — bei gutem Willen — über die philosophischen Termini sehr gut orientieren.

Und nun vergleiche man einmal den Stil eines Fichte mit Schopenhauers Darstellungsweise! Ich greife einen Satz Fichtes heraus: „Das Ich setzt im Ich dem theilbaren Ich das theilbare Nicht-Ich entgegen.“[2]

„Ich“ als Substantiv mit vorgesetztem Artikel: eine unerhörte Art des Gebrauchs dieses Pronomens, das jeder nur anwendet, wenn er sich selber meint, also auch nur im Nominativ gebrauchen kann. — Drei „Ich“ in einem kurzen Satze, und jedes „Ich“ bedeutet etwas anderes — ich weifs nicht, was! — Das „Ich“ setzt etwas! Ich habe bis jetzt noch niemand gefunden, der mir dieses „Setzen“ zur Zufriedenheit erklärt hätte. — „Theilbares Ich“ —

[1] Eben weil er sich bei jedem Dinge etwas dachte, ging es nicht an ihm vorüber, blieb es in seiner Erinnerung haften; daher sein erstaunliches, — man ist versucht zu sagen: — unheimliches Gedächtnis.

[2] Übrigens ein Vers, worauf uns Rehmke aufmerksam machte!



für mich eine Hieroglyphe. — „Im Ich“? Ich habe damit noch nie einen Sinn verbinden können. — Das „Nicht-Ich“ für „Ding“ oder „Objekt“ — ein Ungeheuer von Wort. — Und so geht es fort. Wer will ohne Führer nicht daran verzweifeln, durch Fichtes „Wissenschaftslehre“ durchzufinden? Ob es überhaupt denkbar ist, daſs jemand an Fichte allein zum Philosophen wurde? Ich meine, ein Laie hört nur Worte, die deutsch klingen.

Ein solcher Satz ist bei Schopenhauer unmöglich.[1] Er hält sich überall an das Bekannte, Gegebene; eben darum herrscht bei ihm durchweg ein einfacher Stil. Wohl bildet er Perioden, aber man findet durch sie hindurch, man braucht die Sätze nicht zu repetieren, um sich mühsam über ihren Sinn und ihren Zusammenhang mit dem, was voraufging, klar zu werden. (Ich komme weiter unten auf die Periode zurück.) — Wer sich von der Schlichtheit der Schopenhauerschen Sprache überzeugen will, der lese das 19. Kapitel aus dem II. Bande seines Hauptwerkes! Hier tut er den tiefsten Blick in sich selbst, um sein Wesen zu ergründen, das Rätsel zu lösen, das die Menschheit seit Jahrtausenden quält. Wie bleibt — gegenüber der Schwierigkeit der Materie — seine Sprache einfach! Ich kann es mir nicht versagen, drei Stellen aus diesem Kapitel zu zitieren. Sie weisen unendlich mehr Schönheiten auf, als ich gerade hier zeigen will. Aber schon dann ist der Genuſs ein köstlicher, wenn wir nur darauf achten, wie einfach Schopenhauers Worte klingen, wenn er das unergründlichste Problem zu lösen sucht.

„Der Intellekt ist das sekundäre Phänomen, der Organismus das primäre, nämlich die unmittelbare Erscheinung des Willens; — der Wille ist metaphysisch, der Intellekt physisch; — der Intellekt ist, wie seine Objekte, bloſse Erscheinung; Ding an sich allein ist der Wille: — sodann in einem mehr und mehr bildlichen Sinne, mithin gleichniſsweise: der Wille ist die Substanz des Menschen, der Intellekt das Accidenz: — der Wille ist die Materie, der Intellekt die Form: — der Wille ist die Wärme, der Intellekt das Licht.“[2]

So lautet in schlichtem Gewande die These. Gerade die Antithese, in der er Meister ist, vereinfacht die Darstellung der Lösung,

---

[1] Er spricht allerdings ein paarmal von „dem Ich“ und dem „Nicht-Ich“, wohl in Reminiszenz an Jena, und weil sich „das Ich“ und „das Nicht-Ich“ seit Fichte in der Literatur so breit machten.

[2] F. III, 224f.; G. II, 233.

die er fand, ungemein. Wie Ruhe überkommt es den Leser bei der letzten Antithese des ersten Abschnittes allein durch die chiastische Stellung. Und war's dem Leser, der diese Lösung des Problems zum ersten Male hörte, noch nicht möglich, ganz zu folgen, so schliefsen drei Vergleiche das Ganze, um ihm „im Bilde" zu erklären, was noch paradox erklang.

„Der Intellekt spielt auf und der Wille mufs tanzen".[1] Erscheint dir, Leser, die Thesis gewagt? Dünkt dich das Gleichnis zu kühn? Nun, so blick' in dich selbst! „Wenn wir . . ., mit uns selbst allein, unsere persönlichen Angelegenheiten überdenken und nun etwan das Drohende einer wirklich vorhandenen Gefahr und die Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges uns lebhaft vergegenwärtigen, so prefst alsbald Angst das Herz zusammen und das Blut stockt in den Adern. Geht dann aber der Intellekt zur Möglichkeit des entgegengesetzten Ausganges über und läfst die Phantasie das lang gehoffte, dadurch erreichte Glück ausmalen: so geraten alsbald alle Pulse in freudige Bewegung und das Herz fühlt sich federleicht; bis der Intellekt aus seinem Traum erwacht. Darauf nun führe etwan irgend ein Anlafs die Erinnerung an eine längst ein Mal erlittene Beleidigung oder Beeinträchtigung herbei: sogleich durchströmt Zorn und Groll die eben noch ruhige Brust. Dann aber steige, zufällig angeregt, das Bild einer längst verlorenen Geliebten auf, an welches sich der ganze Roman, mit seinen Zauberscenen, knüpft; da wird alsbald jener Zorn der tiefen Sehnsucht und Wehmut Platz machen. Endlich falle uns noch irgend ein ehemaliger beschämender Vorfall ein: wir schrumpfen zusammen, möchten versinken, die Schaamröte steigt auf, und wir suchen oft durch irgend eine laute Aeufserung uns gewaltsam davon abzulenken und zu zerstreuen, gleichsam die bösen Geister verscheuchend".[2]

„Die Güte des Herzens ist eine transscendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel".[3] Klingt dir das zu gelehrt, zu abstrakt? Nun, ich kann es auch in einfacher, schlichter Sprache sagen: „Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blafs und unscheinbar werden, so wird Geist, ja

[1] F. III, 232; G. II, 241.
[2] F. III, 232; G. II, 240f.
[3] F. III, 262; G. II, 271.

Genie, und ebenfalls die Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daſs man solche vermiſst zu haben sich schämt. Sogar der beschränkte Verstand, wie auch die grotteske Häſslichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muſs".[1] Wer verstünde diese Sprache nicht?

Ich will nicht sagen, daſs SCHOPENHAUER im Willen wirklich den Schlüssel des groſsen Welträtsels gefunden habe. Das ist hier auch nicht meine Aufgabe. Aber das steht fest: seine Sprache ist gerade an dieser Stelle, wo er Gefahr lief, sich ins Mystische zu verlieren, weder dunkel noch schwülstig noch pomphaft. Und ist es wahr, daſs simplex sigillum veri, dann ist es wohl erlaubt, einen Rückschluſs zu machen.

Man liest diese Betrachtung immer wieder mit hohem Genusse. Ich kann nicht sagen, daſs ich je bedauerte, das Kapitel schon gelesen zu haben. Wer überhaupt nur irgendwie etwas von „metaphysischem Bedürfnis" an sich gespürt hat, dem klingen SCHOPENHAUERS Worte wie seine Mutter-, ja seine Herzenssprache; der erblickt sich selbst und schaut durch sich hindurch, ohne daſs ihn Schwindel erfaſst.

ββ) Klarheit — Deutlichkeit — Entschiedenheit.

Wir sahen, daſs Einfachheit der Sprache mit Klarheit und Deutlichkeit im Bunde steht. — Die letzten drei Zitate wären hierfür genugsam Beleg. Aber es soll nicht scheinen, als müſste ein Beispiel für viele gelten, als habe man Mühe bei der Entdeckung von Stellen, die SCHOPENHAUERS klare und deutliche Sprache veranschaulichen. — Ich wähle daher irgendeinen Passus, etwa folgenden: „In der praktischen Anwendung . . . wird der Verstand Klugheit und, wenn sie mit Ueberlistung anderer geschieht, Schlauheit genannt, auch wohl, wenn seine Zwecke sehr geringfügig sind, Pfiffigkeit, auch, wenn sie mit dem Nachteil anderer verknüpft sind, Verschmitztheit".[2] — Ein Satz, der einem Kollegheft zur Zierde gereichen würde: klar, knapp, deutlich, entschieden.

---

[1] F. III, 261f.; G. II, 270f.

[2] F. I, Wu., 78; G. III, 94.

Es kommt gar keine Frage auf. Das ist Schopenhauers Sagazität, die angrenzende Begriffe scharf voneinander sondert; das ist seine Sprache, die den Hörer zwingt, Ordnung in seine Gedanken zu bringen, sein Gehirn gleichsam zu durchleuchten.

Und nun denke man etwa an Sätze Hegels wie: „Die Natur ist die Idee in ihrem Anderssein“ oder: „Reines Sein und reines Nichts sind dasselbe“! Man könnte sich auch von ihnen denken, daß sie in einem Kollegheft stünden. Wenn wir nicht wüßten, daſs sie von Hegel stammen, würden wir vielleicht über Bruder Studio da den Kopf schütteln und überzeugt sein, daſs er seinen Beruf verfehlt habe. Es sind aber Hegels Worte! Also haben sie Sinn, d. h. für Hegelianer. Ich stehe ratlos da. Das mag ja an mir liegen. Aber das eine wird man mir zugeben müssen: das ist kein Deutsch; es ist ein unverständliches, dunkles, völlig rätselhaftes Gemisch von deutsch klingenden Silben.

Schopenhauers Sprache ist auch entschieden. Er spricht apodiktisch, mit Wucht; darum packt er. Nach ihm ist die Entschiedenheit ein Charakterzug der Werke des Genies.[1] Manchem klingt der Ton anmaſsend, herausfordernd. Nun, ich enthalte mich eines Urteils. Jedenfalls war Schopenhauer mit Goethe davon überzeugt, daſs „nur die Lumpe bescheiden sind“. Und was uns selbst angeht, so werden wir ihm diese Entschiedenheit der Sprache Dank wissen. Man versuche nur einmal, Schopenhauers Philosophie in Lotzes zimperlichem Tone vorzutragen! Ein Ding der Unmöglichkeit. — Wie zu Fechners „Zend-Avesta“ allein die bescheidene Sprache, der sanfte Vortrag gehört, wie Lotzes „Mikrokosmus“ nur durch den konzilianten Ton wirken kann, so gehört zu Schopenhauers System die Bestimmtheit des Tons. Und — seien wir ehrlich! — mag Schopenhauer auch über das Maſs hinaushauen, verdrieſst uns das wirklich? Ich meine: gerade dann hat er uns oft ein Lächeln entlockt, nicht selten uns zu lautem Lachen veranlaßt. Und das ist auch etwas wert! Mein Arzt sagte mir z. B. einmal: „Bedenken Sie, daſs Sie jedesmal, wenn Sie lachen, einen Nagel aus Ihrem Sarge ziehen!“ Na, und der muſs es doch wissen!

Ich kenne überhaupt nur eine Stelle, wo Schopenhauer „nicht recht mit der Sprache herauskommt,“ wo er schwankt: wenn er vom unmittelbaren Erkennen des Dinges an sich spricht.

---

[1] F. VI, 532; G. V, 526 und öfter.

Einmal glaubte er, im „Willen" das Kantische „Ding an sich" gefunden zu haben, andererseits stellt er die Sache so dar, „als ob es sich in der Metaphysik noch um ein bis zum gewissen Grade in Erscheinungsform eingewickeltes Ding an sich handle";[1] der Schleier der Mâjâ ist von ihm noch nicht ganz zerrissen.

Doch welcher Philosoph würde es noch wagen, zu behaupten, dafs er das letzte Rätsel gelöst habe, dafs kein Rest übrig bleibe? Wessen System hat sich in keine Antinomie verstrickt? — So werden wir auch Schopenhauer verzeihen und die Unentschiedenheit seiner Sprache an diesem Punkte verstehen.

γγ) Kürze — Prägnanz.

Wenn wir von den Perioden absehen, die bei Schopenhauer immer ganz bestimmten Zwecken dienen, und die wir noch genauer zu untersuchen haben, so kann man sagen: es herrscht in seiner Sprache durchweg das Bestreben nach Kürze und Prägnanz, der Zug zum Sentenziösen hin. Er kann durch seine Kürze geradezu verblüffen.

Ich glaube: das hängt mit der Form seines Denkens zusammen. Er denkt nicht an sein System, sondern er blickt auf die Dinge hin. Und nun künden ihm die Dinge ihr Geheimnis. Daher ist die Form seines Denkens die aphoristische; er denkt in Form von Einfällen. So wird seine Sprache kurz, präzis, inhaltsschwanger; so entsteht das Aperçu. — Beispiele hierfür sind mit Leichtigkeit zu erbringen.

Vor allem bieten die „Parerga und Paralipomena" eine Fülle solcher kurzen Sätze, die die Erfahrungen und Wahrnehmungen Schopenhauers so gedrängt-gesammelt enthalten, wie der Brennpunkt eines Hohlspiegels alle auf die Spiegelfläche fallenden Sonnenstrahlen vereint. Viele dieser aphoristischen Sätze sind so bekannt, dafs sie Gemeingut der gebildeten Welt geworden sind. Manche sind zu „geflügelten Worten" geworden.[2] Seine „Paränesen und Maximen" sind wahre Fundgruben solcher knappen, kurzen und inhaltsschweren Sätze. Mir hat immer am besten gefallen, was er über die „Einsamkeit" sagt. Hier ist er im wahren

---

[1] J. Volkelt, a. a. O., 157ff.

[2] G. F. Wagner hat im zweiten Teile seines Schopenhauer-Registers die Zitate usw. des Meisters gebracht, darunter eine sehr große Anzahl „geflügelter Worte" Schopenhauers.

Sinne des Wortes der Weise. Dann seine Bemerkungen über die Lebensalter, den Umgang mit Menschen, über Ehre u. a. m. —: es sind geistreiche Aperçus, wie sie nur einem Genie und zugleich einem tiefblickenden Psychologen eignen.

„Der Arzt sieht den Menschen in seiner ganzen Schwäche; der Jurist in seiner ganzen Schlechtigkeit; der Theologe in seiner ganzen Dummheit".[1] — „Die Frage, ob es besser sei, zu heirathen, oder nicht, läſst sich in sehr vielen Fällen darauf zurückführen, ob Liebessorgen besser sind als Nahrungssorgen."[2] — „Die Religionen sind wie die Leuchtwürmer: sie bedürfen der Dunkelheit um zu leuchten."[3] — „Ein Lorbeerkranz ist eine mit Blättern bekleidete Dornenkrone".[4] — „Dumme Menschen bewegen sich wie Gliedermänner; am geistreichen spricht jedes Gelenk."[5] — „In unserm monogamischen Weltteile heiſst heirathen seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln."[6] — Derlei Sentenzen zeigen uns Schopenhauer, wie er leibt und lebt, seine „geistige Physiognomie", die „Textur seines Denkens."[7] Sein Miſstrauen gegen Welt und Menschen, seine Verachtung aller Autoritäten, seine Geringschätzung menschlicher Institutionen, aber auch eine durch lange und reiche Erfahrung geschärfte Beobachtungsgabe: das alles wird uns — wie ein Extrakt — in einem einzigen Satze geboten. — Oder wie spricht er vom Weibe! Es handelt sich hier nicht darum, ob sein Urteil wahr oder falsch oder einseitig, berechtigt oder unberechtigt sei. Ohne „Erfahrung" wären seine Aperçus nicht denkbar, wäre die stilistische Kompression sovieler Gedanken in einem Satze unmöglich. Und Widerhall haben diese Aphorismen tausendfach gefunden; sie laufen von Mund zu Munde. „Schopenhauer sagt" — ist eine Wendung, der man in Gesprächen immer wieder begegnet.

Ich will die Beispiele für die Prägnanz der Sprache Schopenhauers aus seinen Parergis nicht häufen. Die Präzision seines Stils bewundern wir auf jeder Seite seiner Werke. Ich lasse nur ein paar Sätze aus anderen seiner Schriften folgen, die sich durch kernige Kürze auszeichnen: „Wo das Rechnen anfängt, hört das Ver-

---

[1] F. VI, 639; G. V, 638.
[2] G. N. IV, 331.
[3] F. VI, 369; G. V, 361.
[4] G. N. 277.
[5] F. VI, 676; G. V, 675.
[6] F. VI, 658; G. V, 557.
[7] F. III, 158; G. II, 166.

stehen auf."[1] — „Die Vernunft ist weiblicher Natur: sie kann nur geben, nachdem sie empfangen hat."[2] (Man mufs die Rationalisten, man mufs vor allem HEGEL kennen, um den Inhalt dieses Wortes zu erschöpfen.) — „Der Dichter ist der allgemeine Mensch."[3] — „Viele Wahrheiten bleiben blofs deshalb unentdeckt, weil Keiner den Muth hat, das Problem ins Auge zu fassen und darauf los zu gehen."[4] — „Nackt kann die Wahrheit vor dem Volke nicht erscheinen."[5] — „Im Herzen steckt der Mensch, nicht im Kopf."[6] — „Der gute Wille ist in der Moral Alles, aber in der Kunst ist er nichts."[7] — „Die Mutter der nützlichen Künste ist die Noth; die der schönen der Ueberflufs."[8] — „Der Tod ist der eigentliche inspirirende Genius oder der Musaget der Philosophie."[9] — „Die Welt ist . . . so schlecht, wie sie möglicherweise seyn kann, wenn sie überhaupt noch seyn soll."[10] — Doch es sei genug der Belege für SCHOPENHAUERS sentenziösen Stil! —

Vielleicht könnte man einwenden, die Kürze des Ausdrucks sei oft nur zufällig. Ich glaube das nicht. Man merkt — auch ohne FRAUENSTÄDTS Versicherung — in den wirklich vollendeten Werken SCHOPENHAUER'S überall des Meisters Feile. Auch erinnere ich an seine Erregung, als die „Königliche Dänische Societät der Wissenschaften" in ihrem „Iudicium" SCHOPENHAUERS Sentenz: „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer" dadurch entstellte, dafs sie hinter „begründen" ein „ist" setzte. Sie lieferte damit — nach SCHOPENHAUERS Worten — „den Beleg zur Lehre des Longinus, dafs man durch Hinzufügung, oder Wegnahme, einer Silbe die ganze Energie einer Sentenz vernichten kann".[11] Ich führe diese Bemerkung nicht auf den Unwillen SCHOPENHAUERS über das abfällige Urteil der Sozietät zurück. SCHOPENHAUER standen ganz andere Mittel zu Gebote, wenn er „giftige Pfeile" gegen die Feinde entsenden wollte. Die Preisschrift selbst beweist es zur Genüge. Nein, er liebte seine Worte wie seine Kinder; waren sie doch der Gegenstand seiner peinlichsten Sorge gewesen. Daher empfand er dieses zweite „ist" als einen brutalen Eingriff in sein

---

[1] F. I, Wu., 77; G. III, 94 und öfter; cf. F. I, S. F., 90; G. VI, 106: Où le calcul commence, l'intelligence des phénomènes cesse.

[2] F. II, 59; G. I, 91.

[3] F. II, 294; G. I, 329.

[4] F. III, 160; G. II, 168.

[5] F. III, 183; G. II, 192.

[6] F. III, 270; G. II, 279.

[7] F. III, 439; G. II, 452.

[8] F. III, 468; G. II, 481.

[9] F. III, 528; G. II, 542.

[10] F. III, 671; G. II, 688.

[11] F. IV, E., 275; G. III, 656.

Reich, in dem er sich König fühlte. Und daher bin ich geneigt, zu glauben, dafs, wenn Kürze und Präzision in seiner Ausdrucksweise herrscht, diese Prägnanz gewollt ist. — Oft wird auch sein Gefühl für Rhythmus mitgesprochen haben. Gerade in der letzten Sentenz wird der Takt vergewaltigt, wenn man ein „ist“ hinzufügt.

Ich möchte diese Betrachtung mit dem Worte schliefsen, das er sagte, als Gwinner den Greis fragte, wo er begraben sein wolle: „Es ist einerlei, sie werden mich finden“.[1] — Wie wenig — und doch wieviel! Ich glaube, jedes Lesers Blick ruht eine Weile auf dieser Zeile, bevor er sich entschliefst, weiterzueilen.

Glänzend ist die Art, wie Schopenhauer in ein einziges Wort Gedanken zu drängen versteht, zu deren Darstellung man Seiten füllen könnte, wollte man alles sagen, was in diesem Worte angeschlagen und angedeutet ist. — Wenn er vom „Euklidischen Mausefallenbeweis“ oder vom „Pelagianischen Hausmannsverstand“ spricht, wenn er Worte prägt wie „Dachkammerphilosoph, Begriffsarchitekt, Fakultätenwaare, Wort-Dreimaster, enthunden, der Lokal-Ueberzeugte“ u. ä., so stutzt man förmlich, man verweilt bei solchen Prägungen, nur um sie völlig geniefsen, auskosten zu können. (Ich verweise auf den Abschnitt „Idiotismen“ im ‚Anhange‘ dieser Arbeit.)

Selbstverständlich gehört auch das Epitheton hierher, wenn es in seiner Isolierung mehr sagt als zehn andere Worte. Wer empfindet nicht höchste ästhetische Befriedigung, wenn Schopenhauer den ontologischen Beweis „eine allerliebste Schnurre“ nennt, von der Menschheit als „dem bipedischen Geschlechte“ spricht oder Wendungen gebraucht wie: „Rasende Wortzusammenstellungen, die ehrwürdige Einerleiheit, qualvolle Deduktionen, hungriger Wille, steife Staatskleider, wässerichte Sentimentalität, eine habilitirte Erschleichung, juckende Schreibefinger, poetische Wassersuppen“ u. dgl.? (Näheres im „Anhang“.)

δδ) Naivität — Keuschheit.

Ein Wort noch zur Keuschheit, Naivität des Stils! Verstehen wir darunter mit Schopenhauer die völlige Kongruenz des Schreibens mit dem Denken, also dafs sich der Schriftsteller

---

[1] F. I, 183.

uns völlig entdeckt, sich unverhüllt unseren Augen darbietet, gleichsam nackt vor uns erscheint, weil er als Genie nichts an sich vor anderen zu verbergen braucht, so gibt uns der Gesamteindruck seiner Sprache, seiner Werke den besten Aufschlufs. Diesen Eindruck aber sei mir erlaubt in einem Satze wiederzugeben: Wie er nur über Dinge spricht, die ihm unmittelbar am Herzen liegen, über Probleme, deren Druck er selbst empfindet, wie er eine Lösung in dem Zwiespalt seines eigenen Wesens durch die Betrachtung der Welt zu finden sucht und diesen Zwiespalt in die Wirklichkeit draufsen selbst hineinträgt, so erblickt der Leser in umgekehrtem Gange in der Problemstellung und ihrer Lösung durch Schopenhauer den Philosophen, wie er sich von innerem Druck zu befreien sucht, so erkennen wir in der „Welt als Wille und Vorstellung" den inneren Kampf, der sich in ihm vollzogen hat, in der eindringlichen Sprache den Ernst, mit dem er nach Wahrheit strebt, Schopenhauer selbst ohne Schale, ohne Hülle, ohne Gewand: einerseits ein Temperament, „dem eine gute Dosis Bosheit beigemischt ist" (wie uns Paulsen einmal sagte), andererseits einen Intellekt, gründlich, durchdringend, scharf, wie er nur wenigen, sagen wir ruhig: den wenigsten Philosophen zuteil wurde, ein portentum, ein Genie. Darum konnte er sich in seiner Sprache enthüllen, wie ein Kind nichts zu verbergen hat, wie die Blume auf dem Felde in Unschuld und Keuschheit ihre Blüten entfaltet, eben jene Organe, die der Kulturmensch verdecken mufs, weil er der Keuschheit entbehrt.

εε) Anmerkung.

Bei der Betrachtung der Forderungen Schopenhauers an den Stil wies ich in einem ergänzenden Kapitel (S. 24f.) darauf hin, dafs er die rhetorischen Figuren in ihrer Wirkung zu schätzen wufste. Der „Anhang" bringt eine Zusammenstellung solcher kunstvollen Wendungen. Das Verzeichnis kann allerdings nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Nur die von Schopenhauer angewandten Alliterationen glaube ich vollzählig gebracht zu haben. Im übrigen war es mir nur um besonders treffende Beispiele zu tun, um Schopenhauers Virtuosität in der Beherrschung der Sprache ans Licht zu ziehen, zu zeigen, dafs sie ihm ganz zu Willen ist.

Was den Rhythmus anbetrifft, so wird uns weiter unten

bei der Würdigung auserlesener Abschnitte aus Schopenhauers Werken deutlich genug werden, wie seine Sprache pulsiert, in welch mannigfacher rhythmischer Bewegung der Strom seiner Rede dahinfließt.

δ) Das Fremdwort bei Schopenhauer.

Das Fremdwort spielt in Schopenhauers Sprache eine bedeutende Rolle.

Ich möchte gleich von vornherein betonen, daß ich mich nicht mit jedem Fremdwort, das Schopenhauer anwendet, einverstanden erklären kann. Wörter wie: „ein Eximirter, Gusto, Interstitium, Mediokrität, servil, sollicitiren, Sollicitation, veneriren“ u. ä. hätte Schopenhauer durch synonyme deutsche Ausdrücke wohl ganz gut wiedergeben können.

Im übrigen aber mache ich ihm das Fremdwort nicht zum Vorwurf. Im Gegenteil: es ist oft nicht nur berechtigt, sondern wirkt meist auch schön, dient also durchaus künstlerischen Rücksichten.

Folgende Gesichtspunkte leiteten — meinem Empfinden gemäß — Schopenhauer beim Gebrauch des Fremdworts:

1. Er wollte etwas ganz Bestimmtes an ganz bestimmter Stelle ausdrücken, wozu die deutsche Sprache nicht ausreichte.

2. Er achtete und schätzte die in den verschiedenen Einzelwissenschaften und Künsten gebräuchlichen termini technici, auf deren Prägung Arbeit und Sorgfalt verwendet war. Es ist zu bedenken, daß ein Philosoph kaum des Fremdworts entbehren kann; er arbeitet mit Fachausdrücken, die unter seinesgleichen Gemeingut geworden sind. Schließlich ist die Arbeit der Scholastik doch keine völlig vergebliche gewesen. Mit Wörtern wie: „Quantität, Qualität, Relation“ usw. kann man wirklich mehr bezeichnen, als sich oft in einem Satze ausdrücken läßt. So nehmen denn in Schopenhauers Sprache auch die Fachausdrücke anderer Wissenschaften (Mineralogie, Medizin usw.) einen breiten Raum ein. Hat er sich selbst mit einer anderen Disziplin beschäftigt als mit der philosophischen, so übernimmt er daher ein Fremdwort, das ihm dadurch wertvoll geworden ist und eine ganz bestimmte Nuancierung erhalten hat. Ich denke an die Wörter „tingieren“ und „opak“, die ihm zu Lieblingswörtern wurden, seitdem er sich an der Farbentheorie versucht hatte.

3. Er konnte durch das Fremdwort oft gröſsere Prägnanz erreichen.[1]

4. Er liebte den Wechsel im Ausdruck.

5. Er liebte die lateinische Sprache. — Wenn er von der Schönheit des lateinischen Ausdrucks natus et denatus[2] oder defunctus[3] oder von allem dem, was das Wort verecundia[4] bezeichnet, oder dem „eigenthümlichen Zauber der mittelalterlichen gereimten lateinischen Gedichte"[5] spricht, so erkennen wir, daſs er in der lateinischen Sprache nicht nur bewandert ist, sondern in ihr lebt und genieſst.

Er hat sich auch bemüht, lateinische Ausdrücke zu übersetzen. An einer Stelle ist ihm das ganz vortrefflich gelungen: er übersetzt „Transscendentalität" durch „überschwängliche Allgemeinheit".[6] Wenn er den Ausdruck Kants beibehält, nun: so wird er gewuſst haben, daſs sich seine Verdeutschung nicht durchsetzen würde, und daſs in dem Fremdwort noch ein unübersetzbarer Rest stecke.[7]

Daſs umgekehrt sich auch deutsche Wendungen nicht ins Lateinische übertragen lassen, dafür bringt er ein famoses Beispiel.[8] Kurz: man muſs wissen, wie lebendig Schopenhauer die lateinische Sprache war, wenn man über seine Häufung von Fremdwörtern richten will. Schopenhauer selbst rechtfertigt seinen Standpunkt an Beispielen und durch Zeichnung hinreichend im 25. Kapitel des II. Bandes der „Parerga".[9] Es wird daher

---

[1] F. V, 343f.; G. IV, 366: „Dabei gilt die Regel, die sich am kürzesten lateinisch ausdrücken läßt: omnis motus, quo celerior, eo magis motus".

[2] F. III, 567; G. II, 581. [3] F. VI, 321; G. V, 313.

[4] F. VI, 280; G. V, 271. [5] F. III, 489; G. II, 502.

[6] F. II, 566; G. I, 608.

[7] cf. F. V, 410; G. IV, 433, wo er den Puristen (freilich witzig) vorschlägt, „Duell" durch „Ritterhetze" zu übersetzen!

[8] F. VI, 609: G. V, 608: „Ein spezieller Fehler im Lateinischen ist, daß fieri das Passivum von facere vorstellt: dies implicirt und impft der die Sprache erlernenden Vernunft den heillosen Irrthum ein, daſs Alles, was ist, wenigstens alles Gewordene, ein Gemachtes sei. Im Griechischen und Deutschen hingegen gelten *γιγνεσθαι* und „werden" nicht unmittelbar als Passiva des *ποιειν* und „machen". Ich kann griechisch sagen: *ουκ εστι παν γενομενον ποιουμενον*; aber dies lieſse sich nicht wörtlich ins Lateinische übersetzen: wie doch ins Deutsche: „nicht jedes Gewordene ist ein Gemachtes"." — Er bezeichnet daher die Deponentia als „das einzig Unvernünftige, ja Unsinnige der römischen Sprache".

[9] F. VI, § 309; G. V, § 299.

genügen, wenn ich hier nur darauf verweise, da ich mich seinen Ausführungen durchaus anschliefse. (Vergleiche den „Anhang“!)

2. Einzeluntersuchung an auserwählten Stellen seiner Werke.

Will man bestimmte Passus aus SCHOPENHAUERS Werken erküren, um die Schönheit seines Stils ins rechte Licht zu setzen, so ist die Wahl nicht leicht. Denn sofort taucht vor uns eine solche Fülle von Stellen auf, die seine Meisterschaft als Stilist bezeugen, dafs es schwer hält, den rechten Anfang zu finden.

Ich beginne, wiewohl ich weifs, dafs man das Schönste zuletzt bringen soll, mit einem Abschnitt, den ich um seiner Schönheit willen auswendig lernte, als ich von SCHOPENHAUER noch nichts als sein Hauptwerk kannte.

„Es ist wirklich unglaublich, wie nichtssagend und bedeutungsleer, von aufsen gesehen, und wie dumpf und besinnungslos, von innen empfunden, das Leben der allermeisten Menschen dahinfliefst. Es ist ein mattes Sehnen und Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die vier Lebensalter hindurch zum Tode, unter Begleitung einer Reihe trivialer Gedanken. Sie gleichen Uhrwerken, welche aufgezogen werden und gehen, ohne zu wissen warum; und jedes Mal, dafs ein Mensch gezeugt und geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens aufs Neue aufgezogen, um jetzt ihr schon zahllose Male abgespieltes Leierstück abermals zu wiederholen, Satz vor Satz und Takt vor Takt mit unbedeutenden Variationen“.[1]

Ein Satz, den nur SCHOPENHAUER prägen konnte! Hier sitzt der Philosoph — gleichsam an einem extramundanen Platze — und betrachtet als der aufmerksamste Beobachter das Getreibe und Getriebe der Welt; und er kommt zu der Erkenntnis: das Leben lohnt sich nicht der Mühe, es ist ja immer dasselbe. Aber wie drückt er diese Erkenntnis aus! Er malt ein Bild mit kurzen, kühnen Strichen; im Augenblick ist's vollendet. Und es hat zwingende Kraft: wir sehen dasselbe, was der Meister erschaute, ehe er den Pinsel ergriff. Sieh die Uhren, sieh die Menschen! Dort das Pendeln hin und her, hin und her — hier das Kommen und Gehen, das Werden und Sterben. Ist's nicht dasselbe? Blick' um dich, blick' in dich! Hörst du nicht immer dieselbe Melodie? Tick-tack,

---

[1] F. II, 379; G. I, 416.

tick-tack. Es ist nichts, wirklich nichts; erwarte nichts! Vom Getick des Pendels, von der elenden Melodie eines alten Leierstücks erhoffst du ja auch nichts für dein Ohr.

Und nun achte man auf den schleppenden, matten Rhythmus, in dem sich die Sätze bewegen! Im Lento beginnen sie, und jeder neue Absatz retardiert, bis mit den Worten „Satz vor Satz und Takt vor Takt“ das Ganze in einem Estinto verhallt. Nur noch ein kurz abgerissener Finalakkord in beifsend bitterem Klange folgt: „mit unbedeutenden Variationen“ — parallel jenem ironischen Abschlufs des ersten Satzes: „unter Begleitung einer Reihe trivialer Gedanken“. — Schleppend, lahm wird der Takt einmal durch die Länge der Vokale „Sehnen — Quälen — Taumeln“, sodann durch die Pausen, die mit jedem Komma gesetzt werden, endlich durch die Wiederkehr des schweren „a“ am Ende der Periode: „zahllose Male — abgespieltes . . . abermals . . . Satz vor Satz . . . Takt vor Takt“. Man hört und sieht zugleich.[1] Und wie wundervoll wirken gerade hier die Alliterationen, die sicher gewollt sind, gleichsam die ewige Wiederkehr desselben Bildes veranschaulichen sollen! „M“ und „t“ beginnen wiederholt ein Wort oder eine Silbe: „allermeisten Menschen . . . mattes . . . Mal . . . Mensch . . . Menschenlebens . . . Male . . . abermals . . .; träumerisches Taumeln . . . Tode . . . trivialer . . . Takt vor Takt.“

Die Periode selbst ist ein Kunstwerk. Man achte auf den parallelismus membrorum: im ersten und zweiten Satze je zwei korrespondierende Glieder; und ebenso entspricht der Schlufs des zweiten Satzes dem des dritten. Wiederum gehen der erste und zweite Satz einander nicht schlicht parallel. „Blick' um dich, blicke in dich“ tönt's zuerst; „sieh dich selbst, schau' auf die andern, die Welt“ klingt's in chiastischer Stellung wider. Wende das Auge, wie du willst, blick' mit deinen Augen oder mit den Augen anderer, es bleibt dasselbe Bild: „eine Komödie“ ist's für den Betrachter, „ungestilltes Wünschen, beständiges Fürchten, tiefsten Schmerz“ empfindest du selber; „ein Trauerspiel“ ist's für dich, für andere dieses selbe Leben, das du mit Schmerzen und dem Tode bezahlst, nichts anderes als ein läppisches Lustspiel.[2]

---

[1] Ich umgehe absichtlich den Terminus „Onomatopoesie“. Er müfste „onomatopoetischer“ klingen, wenn er treffen sollte, was zu bezeichnen seine Aufgabe ist. „Lautmalerei“ ist nur ein Notbehelf, solange der Musiker von Klang„farben“ und der Maler von „Tönen“ spricht.

[2] cf. F. II, 380; G. I, 417!

Einfach und prägnant ist der Ausdruck. Kein Wort ist überflüssig, wenn das Bild nicht an Anschaulichkeit einbüſsen soll; jedes Wort kann von dem einfachsten Manne verstanden werden. Über alles das ist es eine Sprache, die jeder kennt, die sein Herz wohl oft genug gesprochen hat:

„Ach, ich bin des Treibens müde.“

Schopenhauer, der Pessimist, zeigt sich hier in seiner ganzen Klarheit.

Und nun blicke man auf den Anfang des Satzes, der das ganze Bild beherrscht: „Es ist wirklich unglaublich“, und der sich in jenen höhnenden Finalklängen der folgenden Sätze fortsetzt! Was ist das für ein Lachen! Man könnte glauben, es komme wirklich aus einer anderen Welt, aus dem Munde dessen, der die Augen der Menschen verblendete, daſs sie in jedem Sonnenaufgang eine andere Sonne erblicken, neue, immer neue Hoffnungen nähren, nachdem sie tausend und aber tausend Enttäuschungen eines Besseren zu belehren versucht haben. Mir klingt dies Lachen wie das „Ho-ho-ho“ des Droll in Shakespeares „Sommernachtstraum“.

Schopenhauer sagt einmal, daſs Kant „den entfremdetsten Blick“[1] auf die Welt geworfen habe; und er meint damit den höchsten Grad von Objektivität. Nun, ich glaube, daſs Schopenhauer ihm in der „Weltentfremdung“ nicht nachsteht; nur hoffe ich, daſs das Auge Gottes anders sieht, daſs Schopenhauer nur die eine Seite sah, die aber mit vollendeter „Objektivität“.

„Welch ein Abstand ist doch zwischen unserm Anfang und unserm Ende! jener in dem Wahn der Begier und dem Entzücken der Wollust; dieses in der Zerstörung aller Organe und dem Moderdufte der Leichen.“[2]

Wieder ein Bild — nur mit ein paar Strichen, in dem der Kontrast von Licht und Schatten alles bedeutet; mit den geringsten Mitteln eine gewaltige Wirkung! Eine einzige ungeheure Antithese, die aber der Anblick des Lebens selbst gebot, die darum wahr ist, die von Schopenhauers Objektivität zeugt, die unser Auge erstarren läſst; die beste, grimmigste, brutalste Wider-

[1] F. V, 184; G. IV, 199. cf. „Blick der Entfremdung“ F. VI, 629; G. V, 627.

[2] F. VI, 308; G. V, 299.

legung des Optimismus — im Hinblick auf die wirkliche Welt; der tiefste Grund aller Furcht, aller Philosophie, aller Religionen; „der Menschheit ganzer Jammer“!

Im zweiten Buche seines Hauptwerkes spricht SCHOPENHAUER vom „Tode und seinem Verhältniſs zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich“. *‚Ὁ θανατος μηδεν προς ἡμας‘*, ist das Thema. Er schlieſst es mit folgender Betrachtung ab:

„Und nun endlich gar der eigentliche naturgemäſse Tod, der durch das Alter, die Euthanasie, ist ein allmäliges Verschwinden und Verschweben[1] aus dem Daseyn, auf unmerkliche Weise. Nach und nach erlöschen im Alter die Leidenschaften und Begierden, mit der Empfänglichkeit für ihre Gegenstände; die Affekte finden keine Anregung mehr: denn die vorstellende Kraft wird immer schwächer, ihre Bilder matter, die Eindrücke haften nicht mehr, gehen spurlos vorüber, die Tage rollen immer schneller, die Vorfälle verlieren ihre Bedeutsamkeit, Alles verblasst. Der Hochbetagte wankt umher, oder ruht in einem Winkel, nur noch ein Schatten, ein Gespenst seines ehemaligen Wesens. Was bleibt da dem Tode noch zu zerstören? Eines Tages ist dann ein Schlummer der letzte, und seine Träume sind — — — Es sind die, nach welchen schon Hamlet frägt, in dem berühnten Monolog. Ich glaube, wir träumen sie eben jetzt.“[2]

Wieder hat SCHOPENHAUER beobachtet, wieder sah er mehr als andere. Aber es ist ein m i l d e s Bild; er malt in „halben Tönen,“ wie der Maler sagt. Nirgends herrscht der Kontrast. Unser Auge weilt gerne auf diesem Gemälde. Es weht uns wie Frieden daraus entgegen, just wie aus dem reinen, winzigen Antlitz eines steinalt Mütterchens. Wir sehen den nahenden Tod, aber er kommt als Versöhner, als letzter, willkommener Schlaf.

Und das ganze Bild ist bis in die feinsten Feinheiten ausgeführt; nichts fehlt. Der Künstler hat a l l e s gesehen. Der Rhyth-

[1] SCHOPENHAUER gebraucht die Alliteration „Verschwinden und Verschweben“ wahrscheinlich in Erinnerung an GOETHE.

„Ungehemmt mit heiſsem Triebe
Läſst sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ew’ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden“.

„Westöstlicher Divan, Buch des Paradieses: Höheres und Höchstes“.

[2] F. III, 536; G. II, 550.

mus bewegt sich im Ritardando, matt wie die Atemzüge der Alten dort „im Winkel". Im Winkel! Wie fein beobachtet! Mütterlein will nicht stören, nicht im Wege sein. Die Lebenden, Wirkenden, Schaffenden haben ja recht, nicht die Hinschwindenden, Entschlafenden. „Eines Tages ist dann ein Schlummer der letzte, und seine Träume sind — — —"

Von grofser Wirkung ist dieser unvollendete Satz. Eben noch lauschten wir den letzten, schwachen, kaum wahrnehmbaren Atemzügen der lieben Alten, da — — ist's aus, ganz aus; nur ein mildes, kaum merkliches Lächeln verklärt ihr Antlitz. Träumt sie? — Was mag sie träumen? — Keine Antwort! Aber heilig ist diese Stätte; die Nähe des Todes wirkt, als seien die Engel Gottes an uns vorübergeschwebt. Haben wir nicht eben selbst geträumt? Waren wir nicht an der Schwelle der Ewigkeit?

Wo bleiben die Schrecken des Todes?

Noch einmal lasse ich Schopenhauer vom Tode sprechen. Ist es doch das Thema aller Philosophie, aller Religionen, die Frage, die der Menschheit allezeit und allerorts am Herzen lag. — Wenn wir Schopenhauer gerecht werden wollen, so gilt es auch, zu zeigen, wie mannigfach die Art ist, in der er denselben Gegenstand zu behandeln weifs, wievielerlei Töne ihm zu Gebote stehen.

„Wenn wird . . . den Blick vorwärts, weit hinaus in die Zukunft werfen, die künftigen Generationen, mit den Millionen ihrer Individuen, in der fremden Gestalt ihrer Sitten und Trachten uns zu vergegenwärtigen suchen, dann aber mit der Frage dazwischenfahren: Woher werden diese Alle kommen? Wo sind sie jetzt? — Wo ist der reiche Schoofs des weltenschwangeren Nichts, der sie noch birgt, die kommenden Geschlechter? Wäre darauf nicht die lächelnde und wahre Antwort: Wo anders sollen sie seyn, als dort, wo allein das Reale stets war und seyn wird, in der Gegenwart und ihrem Inhalt, also bei dir, dem bethörten Frager, der, in diesem Verkennen seines eigenen Wesens, dem Blatte am Baume gleicht, welches im Herbste welkend und im Begriff abzufallen, jammert über seinen Untergang und sich nicht trösten will durch den Hinblick auf das frische Grün, welches im Frühling den Baum bekleiden wird, sondern klagend spricht: „Das bin ja Ich nicht! Das sind ganz andere Blätter!" — O thörichtes Blatt! Wohin willst du? Und woher sollen andere kommen? Wo ist das Nichts, dessen Schlund du fürchtest? — Erkenne

doch dein eigenes Wesen, gerade das, was vom Durst nach Daseyn, so erfüllt ist, erkenne es wieder in der inneren, geheimen, treibenden Kraft des Baumes, welche stets eine und dieselbe in allen Generationen von Blättern unberührt bleibt vom Entstehen und Vergehen. Und nun *οἱη περ φυλλων γενεη, τοιηδε και ανδρων.*"[1]

Wer denkt hier nicht an Goethes Worte:

„In Lebensfluten, in Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben?"

Es ist dasselbe Thema: die Lebenden weichen, das Leben bleibt. Doch Goethes Erdgeist wirkt „der Gottheit lebendiges Kleid"; Schopenhauer sieht nur den Lebensdrang, den unseligen Willen zum Leben; der ist einer, der währt, verharrt in gleicher Stärke. Und hast du, Menschenkind, das Leben lieb, was fürchtest du? Das Leben ist unauslöschlich; denn der Wille zum Leben ist unersättlich, unvertilgbar. Die Erscheinungen schwinden, das Wesen der Dinge dauert, triumphiert mit jedem neuen Tage mitten in der Vernichtung der Individuen. Das ist die „lächelnde" Antwort auf die zagende Frage des bangenden Menschenherzens. „Lächelnd"! Wer möchte das Wort kommentieren? Hör' es! Und du weiſst, was es künden soll.

Nimm ein Blatt! Es sei dir ein Gleichnis! Verstehst du mich nun? Sieh, wie du lächeln kannst! So lächelt der Erdgeist über den armen Faust, der „seinesgleichen" sein wollte. — Mache nur die Augen weit und öffne die Ohren, daſs du vernimmst, was die Natur dir in ihrer delphischen Sprache sagen will! Sieh: wie du hoch stehst über jenem armseligen Blatt am Boden, das mit seinen Brüdern klagt im rauschenden Winde! Nun, so hoch steht der Erde Geist, der Wille zum Leben, über dir, seiner Erscheinungsform unter Tausenden gleicher Individuationen. Und wie du lächeln kannst beim Rascheln tanzender Blätter am herbstlich kalten Boden — im Hinblick auf die neuen Triebe, die im Frühjahr die jetzt schlummernden Zweige von neuem beleben und be-

[1] F. III, 546; G. II, 560f.

schatten werden —, so lächelt der Erdgeist über dein zitterndes Zagen; denn er kennt die Kraft des unbändigen Willens zum Leben, er weiſs, daſs dieser Wille mit deinem Tode nicht erloschen ist.

Ich finde diesen Vergleich gerade hier ganz ungemein wirksam. Durch ihn wird die Kühnheit des Gedankens verdeckt. Der Erdgeist wird nicht verbannt. Schopenhauer ist kein Faust, der seine Verwegenheit:

„Geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!"

mit seiner Ohnmacht, seinem Zusammenbruch bezahlen muſs.

Doch es sei genug der Interpretation! Nur flüchtig will ich auf die formalen Schönheiten des Passus deuten.

Der Rhythmus ist wechselnd, im allgemeinen lebhaft; denn Schopenhauer will unsere Blicke bald auf dies, bald auf jenes richten. Läuft der erste Satz, der mit dem „wenn" beginnt, scheinbar in gleichmäſsigem Takte aus, so setzt eine Gegenbewegung mit den Worten ein: „dann aber mit der Frage dazwischenfahren"; das letzte Wort ungemein prosaisch und hart, um das Tempo zu stören. „Woher werden diese alle kommen?" Jetzt ist der Takt gleichsam aufgehoben. Und schon schlägt eine neue rhythmische Bewegung an:

„Wo sind sie jetzt? —"

  /   /
◡ — ◡ — 𝄐

Ist das Fermate verhallt, so beginnt die Klage:

„Wo ist der reiche Schooſs
des weltenschwangeren Nichts,
der sie noch birgt,
die kommenden Geschlechter?"

  // /   /
◡ — ◡ — ◡ —
  /   /   /
◡ — ◡ — ◡ ◡ —
  /   //
◡ — ◡ —
  /   /   /
◡ — ◡ — ◡ — ◡?

Eine gehobene Prosa. Man kann sagen: man hört eine Melodie. Vielleicht erinnert sie an Schuberts „Wanderer". Wieder wird der Rhythmus unterbrochen, durch rauhe Ruhe, durch die „lächelnde Antwort" auf die klagende Frage. Aber die Stimme des Erd-

geistes ist für Menschenohr keine Melodie. Wenn die gewaltige Erde lächelt, dann nennen's die Menschen ein Beben; sie donnert, daſs sie den Atem verhalten, daſs ihnen das Blut im Laufe stockt, daſs sie ihres Herzens Schlag nicht mehr vernehmen. „Bethörter Frager!" so dröhnt's in des Menschen Ohr. — Aber der Donner verhallt. — „O thörichtes Blatt!" Es klingt schon wie Mitleid. Und langsam beginnt sich unser Puls wieder zu regen in ebenmäſsigem Schlage:

„unberührt bleibt vom Entstehen und Vergehen."

/ ‿ / ‿ / ‿ / ‿ / ‿ / ‿
— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Aber nicht nur musikalisch wirkt diese ganze Partie; Schopenhauer malt auch. Und man sieht, wie die Maler sagen, „saubere Arbeit". „Die lächelnde und wahre Antwort", „in der inneren, geheimen, treibenden Kraft", vor allem aber: „der reiche Schooſs des weltenschwangeren Nichts" — diese Epitheta (im letzten Falle haben wir Pleonasmus, Antithese und Oxymoron zugleich) wirken wie die letzten „Lichter", die der Maler „aufsetzt", um seinem Bilde die Vollendung zu geben. — „Durst nach Daseyn", eine Alliteration, die „lautmalend" das Bild belebt; „Schlund des Nichts", eine Metapher, die tönt und malt; man sieht und hört den gähnenden Abgrund.

„O thörichtes Blatt!" — Diese Apostrophe setzt den Beschauer des Gemäldes gleichsam zu ihm in Beziehung; sie sagt ihm, daſs das Dargestellte ihn unmittelbar angehe. Es klingt wie: „Weile, weile! Sieh dich selbst!" Und dieses Thema ist schon angeschlagen in den Worten: „und sich nicht trösten lassen will", Tönen, die wir noch von der Kindheit her kennen, die in unserm Herzen nur schlummern, um geweckt zu werden.[1] „Sieh das Blatt! Das bist Du!" — Es ist das Thema der indischen Philosophie: ‚tat twam asi'. — Wie indisch hat uns Schopenhauer denken und fühlen gelehrt, fast ohne daſs wir's merkten, — allein durch die Gewalt seiner Sprache! — Ist er nicht ein Zauberer?

Ich will mich bezwingen. Es sei genug der Beweise, wie Schopenhauer an seinen Werken gefeilt hat, um ihnen die Form zu geben, die er selbst von einem Kunstwerk verlangte. Seine Werke bieten mir keine Schranken; ich möchte sagen: jede Seite dessen, was

[1] Gen. XXXVII, 35.

er geschrieben hat, weist ihre Schönheit auf. Ich muſs mich gewaltsam von seinem Banne trennen; sonst gäb' es kein Ende.

Wir haben zudem schon längst das Gefühl, als berge seine Sprache Schönheiten, die wir vernachlässigen, wenn wir nur mit dem Maſse SCHOPENHAUERS messen. Es drängt uns, auch diese Vorzüge seines Stils ans Licht zu ziehen, um den ganzen Meister zu erkennen.

Nur sei es mir erlaubt, diese Betrachtung mit einem letzten Passus zu beschlieſsen, um eine Schönheit seiner Spache zu beleuchten, die bisher vielleicht vernachlässigt erscheint: die Naivität, die Keuschheit seines Stils.

In seinen Erstlingsmanuskripten lesen wir: „Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter das des Kindes in ihrem Leibe nicht begreift. Ich sehe es an und spreche, wie die Mutter: „Ich bin mit Frucht gesegnet". Mein Geist nimmt Nahrung aus der Welt durch Verstand und Sinne; diese Nahrung gibt dem Werke einen Leib; doch weiſs ich nicht, wie, noch warum bei mir und nicht bei Andern, die dieselbe Nahrung haben.

Zufall, Beherrscher dieser Sinnenwelt! laſs mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre! denn ich liebe mein Werk, wie die Mutter ihr Kind. Wenn es reif und geboren seyn wird; dann übe dein Recht an mir und nimm Zinsen des Aufschubs. — Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, o so mögen diese unreifen Anfänge, diese meine Studien der Welt gegeben werden, wie sie sind: dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restaurirt."[1]

Es sind Worte ohne Scham und Scheu, weil es Worte der Unschuld sind. Wie das Kind vor seinem Abendgebet noch einmal im Hemdchen unter die geladenen Gäste trippelt, um Vater und Mutter um den Gutenachtkuſs zu bitten, — rein, mit keuschem Blick, so keusch, so naiv enthüllt hier SCHOPENHAUER vor unsern Augen sein Innerstes. Und wie jene Gäste durch den Anblick des reinen Kindes im zarten, durchsichtigen, flatternden Nachtgewand nicht beleidigt werden, so kann nur der Mund des Unreinen sprechen, SCHOPENHAUER habe hier anmaſsend, selbstgefällig, eitel gesprochen. Wie das Kind sich zeigen darf in der

[1] F. I, 159; G. N, IV, 339.

nackten Gestalt, die Gott ihm gab, so darf das Genie sich entkleiden frank und frei; es hat nichts zu verdecken, es ist keusch. Rein ist daher auch die Sprache: „Ich bin mit Frucht gesegnet"; kindlich ist der Blick, er kennt sich selbst nicht mehr: „Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen". — Wer eitel ist, der rühmt sich seiner Werke. „Ich begreife das Entstehen des Werkes nicht", sagt SCHOPENHAUER. Ein Wunder ist mit ihm geschehen. Und nun sucht er nach einem Gleichnis. Er sucht? Nein, von selbst bietet es sich ihm dar. Rezeptiv wie ein Weib hat er sich verhalten, und nun ist es da — das Grofse, Ungeheure, Unbegreifliche: die Frucht. Wie fein hat er das Mutterherz verstanden, wie zeigt er sich wieder als der objektive Darsteller!

Ich gehe auf die einzelnen formalen Schönheiten dieses Passus nicht ein. Ich möchte nur auf den flüssigen (doch etwas pathetischen) Rhythmus hinweisen, mit dem die Apostrophe „an den Zufall" beginnt:

„Zufall,
Beherrscher dieser Sinnenwelt!
lafs mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre!
denn ich liebe mein Werk, wie die Mutter ihr Kind.
Wenn es reif und geboren sein wird;
dann übe dein Recht an mir und nimm Zinsen des Aufschubs."

–́ ⏑ ⌒
⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⌒
–́ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑
–́ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́
–́ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́
⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ // –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑

Es fehlt immer nur ein unbedeutendes Stück, oder die Reihe beginnt mit einem Auftakt; sonst wären es reguläre Verse.

(Übrigens lassen sich an SCHOPENHAUER nicht unfruchtbare rhythmische Studien machen. Wenigstens bin ich oft, wenn ich aus ihm vorlas, über das Ebenmafs der rhythmischen Bewegung seines Redeflusses erstaunt gewesen.)

Was Schopenhauer hier in Prosa bietet, hat er ein Jahr nach dem Erscheinen seines Werkes auch in Versen niedergeschrieben. Ich führe sein Gedicht hier auf, weil es unsere Behauptung, Schopenhauers Stil sei keusch, unterstützt, insofern als es von den Wehen spricht, die dem Werden seines Werkes voraufgingen. Das aber verschweigt der Eitle!

„Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten hab' ich lang' gerungen:
Doch weiſs ich, daſs zuletzt es mir gelungen.
Mögt euch drum immer wie ihr wollt gebärden:
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten."[1]

„Unverschämte Verse" betitelt er das Gedichtchen; wir wissen, warum! „Nur die Lumpe sind bescheiden",[2] war seine Überzeugung. Er rechnete sich nicht dazu, wiewohl er wuſste, daſs er nicht den rechten Weg zu Ansehen und Ehren ging. Ihm lag am Urteil der Nachwelt.

II. Schopenhauers Sprache in einer ergänzenden Betrachtung.[3]

Schopenhauer stellt einmal eine Reihe von schriftstellerischen Vorzügen auf: „Ueberredungskraft, Bilderreichthum, Vergleichungsgabe, Kühnheit, oder Bitterkeit, oder Grazie, oder Leichtigkeit des Ausdrucks, auch Witz, überraschende Kontraste, Lakonismus, Naivetät u. dgl. m."[4]

Es geht aus dieser registerartigen Aufzählung hervor, daſs er sich bewuſst war, mit der Betonung bestimmter Merkmale

---

[1] F. VI, 693; G. V, 693.

[2] cf. den ganzen Abschnitt F. III, 485f.; G. II, 499f.!

[3] Was die Neubildung philosophischer Termini, die Prägung neuer Ausdrücke, die teils Idiotismen blieben, teils als Schlagworte in Umlauf kamen, seine Lieblingsworte u. ä. anbetrifft, so verweise ich auf den „Anhang".

[4] F. VI, 588; G. V, 586.

eines guten Stils, die er ausführlicher behandelt hatte, das Thema noch nicht erschöpft zu haben. Wenn er Anschaulichkeit, Einfachheit, Klarheit, Prägnanz und Naivität des Stils besonders hervorhob, so geschah es wohl im Hinblick auf die philosophische Literatur seiner Zeit, die jener Vorzüge entbehrte; zu schätzen wufste er auch manche Schönheit am Stil, über die er sich nicht oder nur vorübergehend geäufsert hat.

Es wäre nun leicht, eine ergänzende Betrachtung anzufügen, wenn wir die Frage stellten: „Was macht die Lektüre Schopenhauers interessant?" Allein ich vermeide das Wort „interessant" mit Absicht. Schopenhauer versteht unter Interesse nur das, was Beziehung zum Willen hat.[1] Die Kunst aber geht ihm aus der willenlosen Erkenntnis hervor. Demnach gehört das Interessante eigentlich nicht in die Dichtung. — Freilich: es spielt gleichwohl in der Poesie, im Roman und Drama, eine grofse Rolle; und Schopenhauer ist überaus empfänglich für das Interessante. Ich führe zum Beleg eine Stelle an. In einer interessanten Dichtung „erwarten wir mit Anspannung die Entwickelung der Begebenheiten, verfolgen mit Begierde ihren Fortgang, empfinden wirkliches Herzklopfen beim Herannahen der Gefahr, unser Puls stockt, wann solche den höchsten Grad erreicht hat, und klopft wieder schneller, wann der Held plötzlich gerettet wird; wir können das Buch nicht weglegen, ehe wir zum Ende kommen, wachen auf diese Art tief in die Nacht, aus Antheil an den Besorgnissen unseres Helden, wie wohl sonst durch eigene Sorgen".[2] So kann nur schreiben, wer von einem Erlebnis spricht.

„Aber", so fährt er fort, „es ist offenbar, dafs, was von einer Dichtung dieser Art in Bewegung gesetzt wird, unser Wille ist und nicht blofs die reine Erkenntnifs", Schopenhauer will das Schöne vom Interessanten geschieden haben.

Sollte ich meine eigene Stellung hierzu bezeichnen, so würde ich sagen: Unser Wille ist auf keine Weise von unserm Intellekt zu sondern. Wir kennen an uns immer nur Bewufstsein und Willen, d. h. bewufsten Willen. Und daher ist die reinliche Grenzscheidung stets ein Gewaltakt. Ich kann mich mit Fechner für keine „Seelenanatomie" entscheiden.

Allein: sei dem, wie es wolle! Schopenhauer ist das Interes-

---

[1] F. II, 208; G. I, 242 und öfter.
[2] G. N. II, 108f.

sante kein Gegenstand der Kunst. Und wollen wir das Künstlerische seiner Sprache beleuchten, so gebietet es schon die Pietät, daſs wir das Wort „interessant“ ausmerzen.

Nun geht es uns aber bei der Lektüre seiner Werke doch tatsächlich so, daſs „wir sie nicht weglegen können, ehe wir zum Ende gekommen sind, daſs wir auf diese Art tief in die Nacht wachen“, alles um uns und uns selber vergessen. Woran liegt das?

Es ist die ungemein lebendige Darstellung Schopenhauers. Gewiſs haben seine Belesenheit, sein Gedankenreichtum, sein offenes Auge für jedes Ding, und sei es das geringste, Anteil an dieser Lebendigkeit des Stils. Wir merken auf. Aber was packt uns? Was fesselt uns an seine Werke, daſs wir sie nicht lassen können? —

a) Die Variabilität des Tones.

„Der Stil ist die Physiognomie des Geistes.“ Schopenhauers Geist ist aber von einer unglaublichen Beweglichkeit. Wie ihn alle Dinge beschäftigen, so nimmt er auch zu jeder Sache Stellung. Bald schaut daher sein Antlitz ernst, bald strahlt es heilig, bald blitzt sein Auge auf in Zorn, ja Haſs, bald lächelt höhnisch oder gar sarkastisch sein kaum merklich geöffneter Mund, bald verklärt eine plötzliche Konzeption seinen Blick, bald sieht sein Auge tief, bald schimmert es von Sehnsucht nach einem unerreichbaren Ideal, bald verrät es den inneren Unfrieden, bald kündet es die Seligkeit der stillen Betrachtung, bald bietet sich die Stirn frei und furchtlos den Feinden und Gewaltigen der Erde, bald wird sie beschienen vom Sonnenblick des Lachens, bald spiegelt sich im Auge die Liebe zu den Tieren und den leidenden Brüdern. Wer möchte die Lichter und Schatten in ihren tausenderlei Nuancen von Schopenhauers Antlitz abzulesen sich unterfangen? — Er sagt einmal selbst: „Jedes Menschengesicht ist eine Hieroglyphe“[1]; er glaubt zwar an deren Entzifferung, weiſs aber, daſs es eine groſse Kunst ist, diese Schrift zu enträtseln. — Je höher der Mensch steht, um so beweglicher, vielsagender wird seine Physiognomie; am vielgestaltigsten ist das Antlitz des Genies. Wie ein Proteus überrascht es uns bald in dieser, bald in jener Gestalt.

[1] F. VI, 670; G. V, 669.

Ist aber die Physiognomie eines Menschen ein Analogon seines Stils, so wird von der Sprache eines SCHOPENHAUERS gelten, daſs ihm unendlich viele Töne zu Gebote stehen.

Ich will es darum nicht wagen, zu sagen: „Dies und jenes sind die Töne, in denen seine Sprache erklingt“, sondern ich will nur die hauptsächlichsten Charakterzüge seines Stils skizzieren. Nur Umrisse, Hauptlinien, Licht und Schatten dieser genialen „geistigen Physiognomie“ will ich zeichnen.

Ich gebe zunächst Proben der verschiedensten Stilarten SCHOPENHAUERS.

„Alles Denken, im weiteren Sinne des Worts, also alle innere Geistesthätigkeit überhaupt, bedarf entweder der Worte oder der Phantasiebilder: ohne Eines von Beiden hat es keinen Anhalt. Aber Beide zugleich sind nicht erfordert; obwohl sie, zu gegenseitiger Unterstützung, ineinandergreifen können. Das Denken im engern Sinne, also das abstrakte, mit Hülfe der Worte vollzogene, ist nun entweder rein logisches Räsonnement, wo es dann gänzlich auf seinem eigenen Gebiete bleibt; oder es streift an die Gränze der anschaulichen Vorstellungen, um sich mit diesen auseinanderzusetzen, in der Absicht, das empirisch Gegebene und anschaulich Erfaſste mit deutlich gedachten abstrakten Begriffen in Verbindung zu bringen, um es so ganz zu besitzen.“[1]

Das ist SCHOPENHAUERS rein philosophischer Stil. Wollen wir ihn charakterisieren, so können wir ihm die Prädikate „klar, bestimmt, durchsichtig“ zusprechen; er stimmt durchaus mit SCHOPENHAUERS tiefdringendem Denken überein. Der Philosoph zerlegt, zergliedert; dem entspricht der Satzbau:

„Das Denken

a) im weitern Sinne (d. h. innere Geistesthätigkeit)
bedarf 1. entweder der Worte,
2. oder der Phantasiebilder,
3. nicht unbedingt Beider;

b) im engern Sinne (d. h. das abstrakte)
ist 1. entweder rein logisches Räsonnement (hier bleibt es auf seinem Gebiete),
oder streift 2. an die Gränze der anschaulichen Vorstel lungen (hier will es

---

[1] F. I, Wu.; 103; G. III, 119.

α) sich mit diesen auseinandersetzen,
β) durch diese Auseinandersetzung das empirisch Gegebene . . . mit . . . abstrakten Begriffen verbinden,
γ) dadurch es ganz besitzen)."

Das eine Beispiel mag genügen. Ich möchte aber noch zeigen, eine wie ernste Sache ihm die Erkenntnis ist. „Wenn wir . . . in das Gewühl des Lebens hineinschauen, erblicken wir Alle mit der Noth und Plage desselben beschäftigt, alle Kräfte anstrengend, die endlosen Bedürfnisse zu befriedigen und das vielgestaltete Leiden abzuwehren, ohne jedoch etwas Anderes dafür hoffen zu dürfen, als eben die Erhaltung dieses geplagten, individuellen Daseyns, eine kurze Spanne Zeit hindurch. Dazwischen aber, mitten in dem Getümmel, sehen wir die Blicke zweier Liebenden sich sehnsüchtig begegnen: — jedoch warum so heimlich, furchtsam und verstohlen? — Weil diese Liebenden die Verräther sind, welche heimlich danach trachten, die ganze Noth und Plackerei zu perpetuiren, die sonst ein baldiges Ende erreichen würde, welches sie vereiteln wollen, wie ihres Gleichen es früher vereitelt haben."[1]

Kalt, nüchtern, ernst blickt SCHOPENHAUER auf die verstohlenen Blicke des Liebespaares, er sieht in diesem Blick schon die Geburt des neuen Wesens;[2] der Denker will alles ergründen, darum ist ihm die Geschlechtsliebe mit ihren Seufzern, tausend gebrochenen Eiden, mit ihren Verzweiflungsklagen, all ihrer Augenblickslust und ihrem tiefen Leide ein Problem. Ich möchte sagen: es ist ein heiliger Ernst, der sich durch das ganze Kapitel: „Metaphysik der Geschlechtsliebe" hindurchzieht. SCHOPENHAUER ist durch und durch von theoretischem Interesse beherrscht; daher kann er über die heikelsten und gewagtesten Themen sprechen, ohne daſs irgendwer „etwas dabei findet"; und wer hier gar etwas sucht — wie vielleicht ein unreifer Jüngling, dem das Buch zu früh in die Hände kam —, der wird nicht auf seine Kosten kommen.

Und nun vergleiche man einmal SCHOPENHAUERS ernsten philosophischen Ton bei diesem Thema mit den sogenannten „sexuellen Aufklärungsbestrebungen" unserer Zeitungen oder rasender Weiber, die „das Recht auf Mutterschaft" für sich be-

---

[1] F. III, 643; G. II, 659f.
[2] F. III, 629; G. II, 645.

gehren! Hier Predigt der Leidenschaft, also das Tier; dort, bei Schopenhauer, Predigt der Mäſsigung, der *σωφρυσυνη*, also der Weise! — Ich kenne nur noch einen, der über Geschlechtsliebe so ernst, so heilig, so theoretisch sprechen konnte: meinen Lehrer Friedrich Paulsen.

Schopenhauer will einmal erklären, warum „die Kinder, im Allgemeinen, so klug, vernünftig, wiſsbegierig und gelehrig, ja, im Ganzen, zu aller theoretischen Beschäftigung aufgelegter und tauglicher, als die Erwachsenen, sind". Er findet die Lösung in der späten Entwickelung des Genitalsystems, darin, daſs in ihnen der Intellekt über den Willen herrscht. Und nun fährt er fort: „Eben weil die heillose Thätigkeit dieses Systems noch schlummert, während die des Gehirns schon volle Regsamkeit hat, ist die Kindheit die Zeit der Unschuld und des Glücks, das Paradies des Lebens, das verlorene Eden, auf welches wir, unsern ganzen übrigen Lebensweg hindurch, sehnsüchtig zurückblicken . . . Daher liegt die Welt, im Morgenglanze des Lebens, so frisch, so zauberisch schimmernd, so anziehend vor uns."[1]

Man sieht: Schopenhauer analysiert, zerlegt, zergliedert nicht nur; er hat auch einen Blick für die Schönheit des Glanzes im Kinderauge; und darum wird seine Sprache zart, der Ausdruck weich; es ist, als wenn er seine Hand linde über das Lockenköpfchen des Kindes gleiten läſst, und eine Träne der Wehmut über seine Wange rinnt. Der Philosoph wird uns zum Dichter. —

Und in der Tat ist Schopenhauer Poet. Die Innigkeit seiner Empfindung und damit seines Tons ist uns schon zu mehreren Malen entgegengetreten. Hier liegt mir daran, zu zeigen, wieviele Töne ihm zu Gebote stehen: von der zartesten Lyrik her bis zur Wucht des dramatischen Stils.

Ich wähle eins seiner Gedichte heraus, das „Morgen im Harz" betitelt ist.

„Von Dünsten schwer, von Wolken schwarz,
Sah' düster drein der ganze Harz:
Und die Welt, die war trübe.
Da kam hervor der Sonnenschein,
Der lachte drein,
Ward Alles Freudigkeit und Liebe.

---

[1] F. III, 451; G. II, 464.

Er legt sich an des Berges Hang,
Da ruht er still, da ruht er lang,
In tiefer, seel'ger Wonne.
Zu Berges Gipfel er dann gieng,
Den ganzen Gipfel er umpfieng:
Wie liebt der Berg die Sonne!"[1]

Schopenhauer spricht von einem „Akt der Selbstverleugnung," wenn er „dem Publiko Verse vorlege, die auf poetischen Werth keinen Anspruch zu machen haben."[2] Nun, ich glaube, dafs in manchen seiner Gedichtchen wirklicher „poetischer Wert" liegt, vor allem in diesem. Man hat mir oft genug gesagt: „Unmöglich! Die Verse sind nicht von Schopenhauer." Es lag daran, dafs man diesen vielgestaltigen Proteus nicht kannte. Doch: ich will nicht über den Wert des Poems selber sprechen; vielleicht stand Schopenhauer gerade damals (mit 25 bis 27 Jahren) unter dem Eindruck der Goetheschen Lyrik.[3] Das eine aber steht fest: in diesem Gedicht herrscht Weichheit der Empfindung und darum auch ein zarter Ton. Auch die Phantasie des Jünglings, die Berg und Wolken und Sonne belebt, beseelt, ist nicht zu verkennen. —

„Wann . . . äufserer Anlafs, oder innere Stimmung, uns plötzlich aus dem endlosen Strome des Wollens heraushebt, die Erkenntnifs dem Sklavendienste des Willens entreifst, die Aufmerksamkeit nun nicht mehr auf die Motive des Wollens gerichtet wird, sondern die Dinge frei von ihrer Beziehung auf den Willen auffafst, also ohne Interesse, ohne Subjektivität, rein objektiv sie betrachtet, ihnen ganz hingegeben, sofern sie blofs Vorstellungen, nicht sofern sie Motive sind: dann ist die auf (dem) . . . Wege des Wollens immer gesuchte, aber immer entfliehende Ruhe mit einem Male von selbst eingetreten, und uns ist völlig wohl. Es ist der schmerzlose Zustand, den Epikuros als das höchste Gut, und als den Zustand der Götter pries: denn wir sind, für jenen Augenblick, des schnöden Willensdranges entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion steht still".[4] (Die letzten Worte kann man wohl schon als „geflügelt" bezeichnen.)

---

[1] F. VI, 692; G. V, 692. [2] F. VI, 690; G. V, 690.

[3] Man könnte etwa an Goethes „Willkommen und Abschied" oder an sein „Mailied" erinnert werden. [4] F. II, 231; G. I, 265f.

In diesem Satze herrscht ein mystischer Ton: Innigkeit, Tiefe, Reinheit waltet; das macht, Schopenhauer hat solche Stunden weihevoller Kontemplation erlebt, genossen. Nur das Erlebnis ermöglicht solche Sprache. Wer nur von der Seligkeit spricht, die andere in der stillen Betrachtung gefunden haben, dessen Worte sind nicht so innig, ergreifen nicht das Herz des Lesers; es sei denn, daſs der Dichter von unendlicher Sehnsucht nach solchem Frieden erfüllt wäre. Das aber ist der Fall, wenn Schopenhauer von den Heiligen spricht:

„Wenden wir . . . den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf Diejenigen, welche die Welt überwanden . . .; so zeigt sich uns . . . jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloſser Abglanz im Antlitz, wie ihn Raphael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntniſs ist geblieben, der Wille ist verschwunden. Wir aber blicken dann mit tiefer und schmerzlicher Sehnsucht auf diesen Zustand, neben welchem das Jammervolle und Heillose unseres eigenen, durch den Kontrast, in vollem Lichte erscheint.“[1]

Nicht jene Ruhe, aber das unsägliche Verlangen nach ihr war sein „Erlebnis“. — Es kann mich immer verdrieſsen, wenn ich höre, Schopenhauer sei schlecht gewesen, habe höchstens Mitleid mit seinem Hunde gehabt. Man zeige oder nenne mir einen schlechten Menschen, der in solchen Tönen von dem Frieden der Heiligen sprechen kann! Man wird an Jakob Böhme, Meister Eckhard, an Tauler erinnert. Es sind wirklich mystische Töne, die wir hier vernehmen.

Schopenhauer war gewiſs kein Heiliger. Aber schlecht? Dann wendet sich wohl ein Schlechter von dem Bilde des Stifters des Ordens de la Trappe mit den Worten: „Das ist Gnade“? —

Welche Töne der Verzweiflung über sich selbst kann Schopenhauer anschlagen:

„O Wollust, o Hölle,
O Sinne, o Liebe,
Nicht zu befried'gen,
Und nicht zu besiegen!

---

[1] F. II, 486; G. I, 526.

Aus Höhen des Himmels
Hast du mich gezogen
Und hin mich geworfen
In Staub dieser Erde:
Da lieg' ich in Fesseln."[1]

Das ist echte Empfindung, und daher ist es wirkliche Lyrik.

Schopenhauers zarte Saite tritt besonders hervor, wenn er vom Tiere spricht. Er hat die Tierwelt oft zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht, sie in Gegensatz zur lügenhaften Menschheit gestellt und uns selbst im Tiere erkennen gelehrt. Diese Liebe zu den Tieren entlockt, ja entreifst ihm Töne, um deren willen allein man Schopenhauer in sein Herz schliefsen müfste. Ich will hier keine langen Zitate bringen, sondern nur zwei kurze Sätze:

„Alle Thiere gehen in ihrer natürlichen Gestalt umher, was viel beiträgt zu dem so erfreulichen Eindruck ihres Anblicks, bei dem mir, zumal wenn es freie Thiere sind, stets das Herz aufgeht."[2] — Ihm geht das Herz auf! Wie einfache, wie wenige Worte! Aber welch ein zart besaitetes Gemüt verraten sie!

Als er von Baron Ernst von Bibra in Nürnberg erzählt, dafs er zwei Kaninchen planmäfsig habe tothungern lassen, da stellt er die Frage: „Wie kann man ruhig schlafen, während man harmlose, von der Mutter gesäugte Thiere unter Schlofs und Riegeln hat, den martervollen langsamen Hungertod zu leiden? Schreckt man da nicht auf im Schlaf?"[3] — Kann jemand eindringlicher schreiben? Es sind Töne seines Herzens, die hier erklingen; darum haben sie wundersame Macht. Man weifs, man fühlt, dafs er, als er jene Nachricht empfing, ruhelos im Zimmer auf und nieder ging, dafs ihn der jammervolle Anblick dieser armen Tierchen das Herz zerschnitt, ihn nicht verlassen wollte. „Schreckt man da nicht auf im Schlaf?" Wie wuchtig klingt hier der Akzent! Es ist, als sollte man mit Hand anlegen und diesen adligen Henkersknecht rütteln, dafs er auf ewig den Schlaf vergesse. — Nicht der Mund von Frauen, der sich in den letzten Jahren zum Schutze der Tiere erhob, nein: Schopenhauers zarte und eindringliche Stimme hat es mich gelehrt, dafs der Mensch nicht aus der Welt

---

[1] G. N. IV, 366.
[2] F. VI, 618; G. V, 615. [3] F. VI, 400; G. V, 393.

gehen soll, ohne etwas für die Linderung der Leiden der Tierwelt getan zu haben.

Man sage nicht, Schopenhauer habe nur ein Herz für die Tiere gehabt! Ich führte bereits eine Stelle an, wo er die Herzensgüte weit über das Genie stellt; empfindsam genug erscheint er dort. Und wenn er von den Leiden der Menschheit spricht, wie warm wird sein Ton! Das ist kein Schwatzen, Räsonieren, auch kein Kokettieren — etwa nach der Weise Eduard von Hartmanns, der eigentlich bloſs „immer anders denkt" als gewöhnliche Sterbliche —, sondern Schopenhauer hat wirklich die Tiefe des Leids gefühlt, und darum bekommt seine Sprache Überzeugungskraft, Wucht.[1]

Ich kann unmöglich die verschiedenen Nuancen seiner Sensibilität, die ihren Ausdruck in seiner Sprache finden, beleuchten. Ich möchte es aber nicht unterlassen, auf seine Sprache hinzuweisen, wie sie uns in dem dritten Buche seines Hauptwerkes: „Das Objekt der Kunst", entgegentritt, einer Darstellung, die für viele Künstler — man denke nur an Richard Wagner! — bestimmend geworden ist, und das nicht nur durch den Reichtum feinsinniger Bemerkungen, sondern vor allem durch die Feiertagssprache des Meisters, die wie Musik erklingt und den Leser begeistert, ich möchte sagen: berauscht.

Der epische Ton ist Schopenhauer fremd. Er liegt ja dem Philosophen überhaupt nicht. Der Philosoph hat nicht zu berichten, sondern zu beobachten und das Beobachtete zu verwerten; er bleibt also didaktisch.[2] Schopenhauer ist nun Philosoph, und als solcher steht er hinter seinem Werk; jeder Satz, jedes Wort zeugt von der Eigentümlichkeit seines Denkens, ist ein Zug seiner geistigen Physiognomie, hat Leben, Farbe. Und vermissen wir zuweilen den Philosophen, dann erblicken wir doch den Menschen, dieses Individuum, das so und so empfindet, fühlt, leidet, wünscht, klagt, das solche und solche Gedanken in sich bewegt, wie sie keiner vor ihm oder nach ihm dachte. — Der epische

---

[1] Er kann sogar grausig schildern, um im Leser das Mitleid zu erwecken; cf. F. II, 383; G. I, 420!

[2] Hierher rechnen auch seine Fabeln und Parabeln, die eigentlich nur seine Philosophie in verhüllter Form darstellen, desgl. seine Dialoge, mit denen er sich an Platon anschloß, nur daß in den Dialogen Platons auch das dramatische Element eine Rolle spielt.

Stil, der behagliche Erzählerton, die Freude am bloſsen Erzählen ist nicht seine Art.

Ebenso geht ihm die Fähigkeit des reinen Berichts ab. Nirgends tritt uns bloſse Zeichnung entgegen; immer sehen wir Farbe, Leben, und zwar die Welt, wie sie sich in Schopenhauers Auge widerspiegelt, jenem Auge, das tiefer blickt als das des Durchschnittsmenschen, aber auch — leider? — so beharrlich auf die Schatten achtet.

Wenn man nun so schlechthin von Schopenhauerschem Stile spricht, so denkt man zunächst an den dramatischen Klang seiner Sprache. Schon wenn man seine Photographie betrachtet, erinnert man sich der geradezu unheimlichen Aktivitität seiner Sprache; es ist, als wollte er eben loswettern. Gut Kirschen essen war mit ihm nicht. Des alten Herrn breiter Mund war eine gar gefährliche Waffe!

Schopenhauers Sprache ist witzig. Aber es ist kein harmloser Witz; immer trägt er eine Spitze gegen irgendwen, den Meister Schopenhauer nun einmal nicht leiden kann. Daher rechne ich seine Witze zum dramatischen Stil. Schopenhauer handelt in ihnen. Er entsendet Pfeile. Kein Witz ist bei ihm ohne ein Tropfen Giftes; alle sind sie boshaft. — Ich kann sagen: ich bin förmlich auf Entdeckungsreisen nach einem harmlosen Witz bei ihm ausgegangen; ich habe keinen gefunden. — Man könnte vielleicht folgenden Satz dazu rechnen: „Freunde in der Noth wären selten? — Im Gegentheil! Kaum hat man mit Einem Freundschaft gemacht; so ist er auch schon in der Noth und will Geld geliehen haben.“[1] Aber nur, wenn man nicht wüſste, daſs der Witz von Schopenhauer stammt, könnte man glauben, es handle sich um ein Spiel mit dem Doppelsinn des Ausdrucks „Freunde in der Not“; Schopenhauers, des Pessimisten, Antlitz grinst uns entgegen: *οἱ πλειστοι κακοι.* Es sei mir erlaubt, eine kleine Skala seines Witzes von der feinsten Ironie bis zum beiſsenden Sarkasmus aufzustellen.

In der Vorrede zur ersten Auflage seines Werkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ sagt er: „Der bis zur Vorrede, die ihn abweist, gelangte Leser hat das Buch für baares Geld gekauft und frägt, was ihn schadlos hält? — Meine letzte Zuflucht ist jetzt, ihn zu erinnern, daſs er ein Buch, auch ohne es gerade zu

---

[1] F. V, 489; G. IV, 513.

lesen, doch auf mancherlei Art zu benutzen weifs. Es kann, so gut wie viele andere, eine Lücke seiner Bibliothek ausfüllen, wo es sich, sauber gebunden, gewifs gut ausnehmen wird. Oder auch er kann es seiner gelehrten Freundin auf die Toilette, oder den Theetisch legen, Oder endlich er kann ja, was gewifs das Beste von Allem ist und ich besonders rathe, es recensiren."[1] Eine leise Ironie, die sich gegen niemand und alle richtet.

„Die Deutschen verrennen sich in ihr Ersteres und Letzteres bisweilen dermaafsen, dafs man nicht mehr weifs, was hinten und was vorne ist."[2] Weniger boshaft, aber ein Pfeil gegen eine bestimmte Klasse von Menschen: die Sprachverhunzer.

„Die Juden sind das auserwählte Volk ihres Gottes, und er ist der auserwählte Gott seines Volkes: und das geht Niemanden etwas an."[3]

„Der Anruf des Litteraten an seinen Muse enthält nur eine Bitte: „unser täglich Brot gieb uns heute"."[4]

„Dafs das Weib, seiner Natur nach, zum Gehorchen bestimmt sei, giebt sich daran zu erkennen, dafs eine Jede, welche in die ihr naturwidrige Lage gänzlicher Unabhängigkeit versetzt wird, alsbald sich irgend einem Manne anschliefst, von dem sie sich lenken und beherrschen läfst; weil sie eines Herrn bedarf. Ist sie jung, so ist es ein Liebhaber; ist sie alt, ein Beichtvater."[5]

Schon ist er bitter, herb geworden. Aber er kann auch sehr giftiges Gift verdecken. Er hafst die unphilosophischen Naturforscher. Wie fein versetzt er ihnen einen Hieb, wenn er von den „elektrischen Physiologen"[6] spricht — man denkt an eine geladene Leydener Flasche — oder epitheta ornantia gebraucht wie „mikroskopische Naturforscher"[7] oder „dickbäuchiger Geschichtschreiber der Philosophie"![8]

Harmlos klingt, aber unendlich boshaft ist ein Ausdruck wie: „die gedeihliche Wirksamkeit der Philosophieprofessoren auf den Universitäten".[9]

Deutlicher tritt die Spitze hervor in dem Satze: „Uebrigens ist die Philosophie wesentlich Weltweisheit, ihr Problem ist

---

[1] F. II, XIV; G. I, 15.
[2] F.VI, 607; G. V, 606.
[3] G. N. IV, 362.
[4] F. VI, 473; G. V, 465.
[5] F. VI, 662; G. V, 661.
[6] F. II, 168; G. I, 201.
[7] F. III, 198; G. II, 207.
[8] F. IV, XXVII; G. III, 196.
[9] Ibidem.

die Welt: mit dieser allein hat sie es zu thun und läſst die Götter in Ruhe, erwartet aber dafür, auch von ihnen in Ruhe gelassen zu werden.“[1]

Oder man nehme folgende Wendung: „Der Theismus gründet sich 1. auf Offenbarung, 2. auf Offenbarung, und 3. auf Offenbarung“![2] Oder man lese „Fichte’s bleiernes Märchen in nuce“![3] — Hier hat er wirklich alle Schwächen der Fichteschen Philosophie aufgedeckt, und die Darstellung läſst an Bosheit nichts zu wünschen übrig. Aber immer noch überwiegt unser ästhetisches Wohlgefallen an seinem Witze.

Reine Ironie aber tönt uns entgegen in Sätzen wie: „Der Staat muſs . . . auch die Seinen schützen und sollte daher ein Gesetz geben, welches verböte, sich über die Philosophieprofessoren lustig zu machen.“[4]

Schlieſslich spitzt sich Schopenhauers Witz zum Sarkasmus zu. Zwei Beispiele mögen genügen: „Wie . . . im alten deutschen Puppenspiel dem Kaiser, oder sonstigen Helden, alle Mal der Hanswurst beigegeben war, welcher Alles, was der Held gesagt oder gethan hatte, nachher in seiner Manier und mit Uebertreibung wiederholte; so steht hinter dem groſsen Kant der Urheber der Wissenschaftslehre, richtiger Wissenschaftsleere“.[5]

Die Krone des sarkastischen Witzes scheint mir die „Beschreibung“ eines „Hegelianischen Professors“ zu sein: „Einer von Jenen, aus der Fabrikwaare der Natur und mit ihrem Fabrikzeichen auf der Stirn, so Einer mit der normalen Ration von drei Pfund groben Gehirns, hübsch fester Textur, in zolldicker Hirnschaale wohl verwahrt, beim Gesichtswinkel von 70°, dem matten Herzschlag, den trüben, spähenden Augen, den stark entwickelten Freſswerkzeugen, der stockenden Rede und dem schwerfälligen, schleppenden Gange, als welcher Takt hält mit der Krötenagilität seiner Gedanken.“[6]

So kommen wir zu Schopenhauers reiner Scheltrede. Es ist eine Eigentümlichkeit Schopenhauers, daſs er im Schimpfen, Schmähen, Poltern meist witzig bleibt. Eben dieser Umstand macht ihn in seinen Ausfällen wider die Gegner seiner Philosophie, die ihn zu „sekretiren“ suchten, so amüsant. Wenn er von „geisti-

[1] F. III, 209; G. II, 218.
[2] G. N. IV 261.
[3] G. N. III, 116f.
[4] F. V, 154; G. IV, 168.
[5] F. IV, 180; G. III, 562.
[6] F. V, 211; G. IV, 227.

gen Kastraten", von „abortiven Geisteskindern und Mißgeburten der Genossenschaft" spricht oder von der „Philosophie des absoluten Unsinns", dem „vornehmen Sünder HEGEL" usw. redet, so fühlt man seine innere Erregung und weiß, daß er alles Gift, worüber er verfügt, in ein Wort zusammendrängen will, und doch lachen wir. Es ist eben die Art, wie das alles aus seinem Munde herauskommt, so köstlich und einzig. Man sieht sich vergebens in der Literatur um, mit wem man ihn vergleichen könnte. Am nächsten kommen ihm hier HEINE und EUGEN DÜHRING. Sie stehen ihm aber wohl noch nach.

Manche Namen, so FICHTE und HEGEL, wirken auf ihn wie das rote Tuch auf den Stier. Er kann die tiefsten philosophischen Probleme mit eisiger Kälte und größter Objektivität behandeln, auch eben noch die zartesten Herzenstöne anschlagen: da — taucht so ein HEGEL vor seinem geistigen Auge auf — ganz zufällig, durch irgendwelche Assoziation —, und vorbei ist's mit der Ruhe, wie ein wütender Stier stürzt er auf den Feind. Man kann sagen: Fällt der Name „FICHTE", dann ist ihm sofort das Wort „Windbeutel" bereit; und hört er die beiden Silben „HEGEL", dann reagiert er — mit der Präzision eines Reflexes — darauf mit den Worten: „Der Scharlatan!"[1]

Ich setze hier zwei Sätze her; sie mögen als Proben seiner Schmährede dienen. „Die größte Frechheit im Auftischen baaren Unsinns, im Zusammenschmieren sinnleerer, rasender Wortgeflechte, wie man sie bis dahin nur in Tollhäusern vernommen hat, trat . . . in HEGEL auf und wurde das Werkzeug der plumpesten allgemeinen Mystifikation, die je gewesen, mit einem Erfolg, welcher der Nachwelt fabelhaft erscheinen und ein Denkmal deutscher Niaiserie bleiben wird."[2]

Jedes Substantiv ein vernichtendes Urteil, jedes Epitheton, jeder Nebensatz von einem Hasse zeugend, daß man zur Überzeugung gelangt: an Schmähung, potenzierter Prägnanz, Häufung beißender, hämischer Beiwörter ist der Satz nicht zu übertreffen. So muß der Teufel sprechen. — Das ist die diabolische Sprache SCHOPENHAUERS.

Oder nehmen wir den Satz: „Wollte ich nun gar an den Mißbrauch erinnern, den HEGEL und seine Gesellen mit dergleichen weiten und leeren Abstraktis getrieben haben; so

---

[1] cf. Anhang!

[2] F. II, 508; G. I, 548f.

müfste ich besorgen, dafs dem Leser übel würde und mir auch: denn die allerekelhafteste Langweiligkeit schwebt über dem hohlen Wortkram dieser widerlichen Philosophaster."[1] Kein Substantiv ohne Richtspruch, aber auch keines ohne Epitheton, das jenes Urteil verschärft. Ein Satz, zunächst scheinbar nur voll Rücksicht auf den Leser, den Armen, Vielgeplagten, der sich nicht zu wehren weifs; aber . . . ein Satz, der ihm Hilfe bringt. „Sieh: mir selbst, Arthur Schopenhauer, würde übel werden. Aber ich verfahre mit den Burschen, wie sie es verdienen, ziehe sie herab von ihren Thronen in den Kot. Lernet von mir!" —

Hegel versetzt ihn in Wut. Darum sind seine Zornausbrüche oft auch ohne Witz. Es fallen blofse Schandnamen: „Erznarr, Afterphilosoph, Unsinnschmierer, Hanswurst, Tollhäusler, Alltagsmensch, Bierwirthsphysiognomie, ein so durchweg erbärmlicher Patron" usw. Was hier noch, wenn ich so sagen darf, „ästhetisch" wirkt, ist der ganz unglaubliche Reichtum von „schmückenden" Beiwörtern.

Bevor wir vom Schimpfwort Schopenhauers Abschied nehmen, sei mir noch ein Wort erlaubt! Sein Hohn, sein Spott, sein Zorn, seine Wut ergiefst sich über Theologen, Philosophen, Literaten, Nationen, und das in einer Weise, die seine Lektüre — mit Frauenstädts Worten — zu einer „pikanten" macht. Zugleich ist sie aber auch für den Sprachforscher und Psychologen von hohem Reize. Den Sprachforscher verweise ich auf den „Anhang" dieser Schrift. Er wird aus der Registrierung der Scheltwörter die enorme Variabilität der Schopenhauerschen Sprache erkennen, sodann aber auch daraus ersehen, dafs das Schmähwort dei Schopenhauer mit den Jahren an Kraft gewonnen hat — seine wachsende Wucht steht im Verhältnis zu Schopenhauers „Wartezeit" auf Anerkennung —, zum Teil auch zum stereotypen Epitheton erstarrt ist.

Allein die Schimpfrede Schopenhauers stöfst auch Tausende ab! Man meint, ein Mensch, der solcher Schmähungen fähig ist, sei nichts wert, tauge nichts. — Ist es wirklich so? — Ich kann mich davon nicht überzeugen. Ich finde immer, dafs die tobenden Schimpfwörter Schopenhauers — und die Mehrzahl richtet sich gegen die Philosophen, die ihn „ignorirten und sekretirten" — für ihn eine Waffe „im Kampfe ums Dasein" bedeutete.

---

[1] F. III, 92; G. II, 98.

Was ich an Schopenhauer bewundere, ist vor allem sein unerschütterter Glaube an sich selbst, an sein Genie. Es zeugt von geringem psychologischen Verständnis, wenn man von seinem maſslosen Stolze, seiner Arroganz spricht. Wer sich nur wirklich in die Lage eines Mannes zu versetzen sucht, der nach eigener scharfer Kritik sein Bestes geleistet hat und nun 40 Jahre lang nirgends, an keinem Orte ein Zeichen der Anerkennung, ja auch nur des Verständnisses findet, der Nacht für Nacht auf sein Lager sinken muſs, nicht beachtet — übersehen — totgeschwiegen, der ist meiner Meinung nach mit jeder neu hereinbrechenden Nacht in Gefahr, an sich selbst zu verzweifeln, dem Irrsinn zu verfallen. Hiergegen muſste er sich eine Waffe schmieden! Und diese Waffe war für Schopenhauer das Scheltwort. Richten ist leicht, verstehen schwer! Unter seinen Richtern habe ich noch nicht einen gefunden, der 40 Jahre lang auf Anerkennung gewartet hätte. — Sicherlich: warten oder gar sterben können ohne Klage ist edler. Ich kenne einen, der übersehen, „sekretirt" wurde, der nicht klagte oder tobte oder schalt, der Optimist blieb und Menschenfreund bis an sein Ende: Gustav Theodor Fechner. Aber — Schopenhauer ist eben Schopenhauer. Man muſs seine Dyskolie mit beachten; er war von Haus aus weder eine normale noch eine glückliche Natur.

Soviel zur Psychologie des Schopenhauerschen Scheltwortes! —

Es ist wohl angebracht, daſs ich an dieser Stelle darauf hinweise, wie Schopenhauer auch zu verehren verstand. „Nicht ohne groſse Scheu", sagt der Doktorandus, als er Kants Beweise der Apriorität und Notwendigkeit des Kausalitätsgesetzes prüft, „habe ich es gewagt, Einwendungen vorzubringen gegen eine . . . Lehre jenes Mannes, dessen Tiefsinn ich bewundernd verehre und dem ich so Vieles und Groſses verdanke, daſs sein Geist in Homers Worten zu mir sagen kann:

Αχλυν δ'αν τοι απ' οφθαλμων ἑλον, ἡ πϱιν επηεν."[1]

Und diesen Satz lieſs Schopenhauer im Jahre 1847 bei der Umarbeitung seiner Dissertation stehen. Kant ist ihm „vielleicht der originellste Kopf, den jemals die Natur hervorgebracht hat";[2] „wer Kant liest, fühlt sich erhoben und von Freude durchdrungen";[3] er ist ihm der „Riesengeist",[4] „der erstaunliche Kant".[5] „Mit

[1] F. I, Wu., 93; G. III, 109f.
[2] F. V, 183; G. IV, 198.
[3] cf. F. IV, 7; G. III, 207!
[4] F. II, 492; G. I, 532.
[5] F. I, Wu., 1; G. III, 15.

ihm und in seiner Weise zu denken, ist etwas, das mit gar nichts Anderm verglichen werden kann: denn er besafs einen Grad von klarer, ganz eigenthümlicher Besonnenheit, wie solche niemals irgend einem andern Sterblichen zu Theil geworden ist."[1] Wir sehen: er beugt sich vor diesem Heros.

Platon ist ihm „der Göttliche";[2] „seine Werke sind unsterblich";[3] „seine Schriften sind das wirksamste Erregungsmittel des philosophischen Geistes";[4] usw. usw.

Goethe nennt er den „Riesenbruder Kants",[5] den „gröfsten Geist der deutschen Nation"[6] u. ä. Als Inschrift für das Goethe-Denkmal in Frankfurt schlug er vor: „Dem Dichter der Deutschen seine Vaterstadt";[7] ein Wort, das an Prägnanz nichts zu wünschen übrig läfst. — Voll Lobes ist er für Hume, Locke; wo es der Stoff mit sich bringt, rühmt er Spinoza, Lavoisier, J. Paul, Cuvier, Aristoteles, Kartesius u. v. a.

Schopenhauers Sprache hat noch eine andere Klangfarbe, die ungemein wohl tut, und die ihm vor allem die Jugend in die Arme führt: sie ist frei, furchtlos, unverblümt, ehrlich. Schopenhauer kennt keine Furcht, weder vor Autoritäten noch vor Machthabern. Er sagt allen die Wahrheit: Papst, Kirche, Theologen, den regierenden Häuptern usf., in einer Weise, die aktuell wirkt. Allerdings: er konnte solchen Freimut zeigen; war er doch ein unabhängiger Mann. Immerhin ist dieses Geradezu seiner Rede für ihn überaus charakteristisch. Und an diesem Punkte ist er ganz besonders von Einflufs auf Nietzsche geworden. Je unerhörter der Freimut, man kann ruhig sagen „die Frechheit" (ich erinnere an Nietzsches Wort: „Christus, der grofse Verpester der Menschheit"), um so sicherer ist die Wirkung, um so höher steht der Präger des Kraftworts über dem Niveau der Masse. „Teufel auch, der hat doch einmal etwas gesagt!" murmelt man mit scheuem Blick auf solchen Wagemut. Verachtung alles dessen, was gilt, ist ein Ingrediens unserer Zeit. Man will um jeden Preis „Schneid." Kein Zweifel, dafs Schopenhauer daran Anteil hat. —

---

[1] F. V, 183; G. IV, 198.
[2] F. I, Wu., 1, G. III, 15. [3] F. V, 416; G. IV, 438.
[4] F. V, 151; G. IV, 165. [5] F. II, 627; G. I, 670.
[6] F. VI, 516; G. V, 510 und öfter.
[7] G. VI, 273; cf. F. VI, 212ff.; G. V, 202ff.: „In das Frankfurter Goethe-Album"!

So sehen wir, wenn wir die Summe ziehen, Schopenhauer in tausendfacher Gestalt; immer wieder werden wir überrascht, überrumpelt, verblüfft. Kaum daſs wir glaubten, ihn ganz zu kennen, bietet er uns unerwartet wieder eine neue Seite. Nie ermüdet er uns. Er wandelt sich wie das Meer in seiner Farbe mit jedem Augenblick. Er packt, er fesselt uns; wir werden nicht müde, diesen Tönen zu lauschen, die in tausendfachen Melodien und Klangfarben an unser Ohr dringen. Und dennoch: trotz all des Wandels ist es der eine, derselbe; zu jeder Stunde wissen wir, daſs Schopenhauer zu uns spricht, kein anderer. Was ist nun das Gemeinsame aller dieser Töne?

Ich glaube: die Sprache reicht nicht aus, um das auszudrücken. Aber ein Analogon gibt's. Wie ein jeder von uns noch nach Jahrzehnten von seinem Freunde wiedererkannt wird, obgleich schon nach wenigen Jahren kein Atom seines heutigen Körpers mehr vorhanden, sondern durch neue ersetzt ist, wie ich von mir selber weiſs, daſs ich es war, der auf meines Vaters Schoſs als Knabe spielte, wiewohl ich nicht darüber im Zweifel bin, daſs ich heute ein anderer bin als damals, so erscheint uns Schopenhauers Sprache bald in dieser Färbung, bald in jener, aber immer als dieses einen Individui Sprache. All die Töne fügen sich zueiander, gehalten durch ein geheimes, inneres Band, just wie meine Seele, trotzdem ich an ihr Denken, Fühlen und Wollen unterscheide, eine einheitsstiftende Bestimmtheit aufweist. Aber wie das Band, die Kraft, die unsern Leib trotz aller Wandlungen, allen Absterbens und beständiger Wiedergeburt so formt, daſs er als derselbe erkannt wird, für uns ein Rätsel bleibt, wie Seele, Bewuſstsein, Einheit des Bewuſstseins immer noch das gröſste, schwierigste Problem für den Philosophen bleibt, so ist es schwer, das in einem Stil herauszufinden, was uns als die besondere Eigentümlichkeit eines Schriftstellers, als das eigentliche Wesen seines Stils erscheint. Vielleicht gar ist es nicht möglich, dieses x verstandesmäſsig zu erfassen und es sprachlich zum Ausdruck zu bringen. Wir müssen uns zumeist damit bescheiden, zu sagen: das konnte nur ein Schopenhauer sagen. Es bleibt ein Irrationales übrig. —

Ist es mir erlaubt, dem persönlichen Eindruck Raum zu geben, den Schopenhauer als Stilist auf mich ausübt, so würde ich sagen: Seine Sprache ist eindringlich. Wie er auch schreiben möge, als Denker, Lyriker, Meister des ironischen Stils, als Ankläger, Griesgram, Polterer usw.: immer bleibt er wirksam; er

packt den Leser; er überzeugt, oder — wenn ihm das unmöglich ist — er überredet.[1]

b) Der Wortreichtum.

Mit der Variabilität des Tones hängt Schopenhauers Wortreichtum zusammen. Je nachdem er bloſs philosophiert, betrachtet oder lärmt und tobt oder sinnend sich in die Schönheit eines Kunstwerks vertieft oder malt oder vom Seelenfrieden dessen predigt, der den Willen zum Leben in sich ertötet hat, stehen ihm bald diese, bald jene, bald solche Worte zur Verfügung. — Aber sein Wortschatz ist nicht nur von dem Tone abhängig, den er in seiner Sprache anschlägt. Ihm stehen zu jeder Zeit für jeden Zweck erstaunlich viele Worte zur Verfügung. —

Man hat in jüngster Zeit den Wortschatz eines Schiller, Shakespeare, Goethe untersucht, statistisch berechnet, wieviel Worte ein jeder von ihnen gebraucht hat, um ihren weiten Abstand vom Durchschnittsmenschen, der sich in seiner Umgangssprache mit 500 Wörtern behilft, ins Licht zu setzen. Ich glaube, daſs Schopenhauers Wortschatz bei einer solchen Statistik nicht übel abschlieſsen würde, obgleich er sich selbst zu den Oligographen zählte.

Wenn wir auf sein Thema achten: „Die Welt ist Wille“ oder auf die Beziehungen, in denen nach ihm der Wille und Intellekt zueinander stehen, oder auf die Art, wie er uns den Optimismus zu widerlegen versucht, oder wie er das Wort des Bias: ‚οἱ πλειστοι κακοι‘ zu bestätigen weiſs, so stoſsen wir auf tausenderlei Variationen eines Themas, auf Wendungen, die dasselbe immer wieder anders bieten, so daſs der Leser nicht ermüdet, ihm vielmehr bei jeder neuen Darbietung dieses einen Gedankens klarer wird, was Schopenhauer eigentlich gemeint hat. Man hört Be-

---

[1] Wenn ich die Schmährede Schopenhauers zum größten Teil ästhetisch wirksam fand, so besagt das nicht, daſs ich seine Schmähungen für berechtigt halte. Besonders bin ich überzeugt, daſs Schopenhauer Fichte großes Unrecht zugefügt hat. Nun, Fichtes Gestirn strahlt am deutschen Himmel weiter — in ungetrübtem Glanze. Desgleichen ist Hegel schweres Unrecht getan worden, wenn man sich so oft begnügte, ihn aus Schopenhauers Schriften kennen zu lernen. Schopenhauer und Hegel kennt nur, wer sie beide studierte. Volkelt hat recht.

kanntes, und doch mufs man sich stets von neuem bekennen: „In diesem Lichte sah ich es noch nicht."

Ich müfste Bogen füllen, wollte ich hier ein vollständiges Register führen. Die Beweglichkeit des Ausdrucks ist bei Schopenhauer enorm. Für jedes Wort — möchte man sagen — stehen ihm Synonyma ohne Zahl zur Verfügung. — Ein Beispiel möge für viele gelten! Für „ersparen (von Buchstaben und Silben)" fand ich: „Zählen, abzählen, arithmetisch richtig abzählen, abkürzen, verkürzen, das kürzere Wort vorziehen, lukriren, eskrokiren, eliminiren, die Sprache amputiren, sie mifshandeln und zerfleischen, beschneiden, ärmer machen, bewirken, dafs sie verarmt, Silben oder Buchstaben abreifsen, herausreifsen, wegschneiden, weglassen, auswerfen, hinauswerfen, überspringen, unterschlagen, ausrotten, ausmerzen, herausweisen, ausstofsen, abknappen, wegknappen, wegknapsen, ergaunern, erknickern, knausern, erknausern, die Sprache zerfetzen, zerzausen, verstümmeln, zerstückeln, verhunzen, Zeit- und Papiervergeudung an den unschuldigen Silben wieder einbringen wollen." Eine stattliche Anzahl von Synonyma, die durch die synonymen Ausdrücke für das Substantiv „Ersparnis" noch bereichert wird. Hierher gehören vornehmlich: „Suppression, Exstirpation, schmutzigste Raumersparnis, Ökonomie, Vokalscheu, das Studium brevitatis, Geiz, Beutelschneiderei, lausige Bettelökonomie, Verwüstungswerk, Silbenknickerei, vandalische Zerstörungswut, Beknappung, Wortbeknapperei" und das von Schopenhauer gebildete Wort: „Wortknappereikniff", das uns wirklich die Erregung des alten Herrn über das „Litteratenpack" „malt". Auch „Lumpacivagabundenbuchstabensparsamkeit" malt mit den 38 Buchstaben Schopenhauers Wut über die „frechen Eingriffe" der „Tatzen" des „Federviehs."[1]

c) Die Steigerung.

Nehmen wir folgenden Satz Schopenhauers: „Versteht man ... vom innern Wesen .. (der) allgemeinen Naturkräfte mehr, als vom innern Wesen eines Thieres? Ist nicht eines so unerforscht wie das andere? Unergründlich, weil es grundlos, weil es der Inhalt, das Was der Erscheinung ist, das nie auf ihre Form, auf das Wie,

[1] Auch die Schimpfwörter in ihrer ganz unglaublichen Mannigfaltigkeit gehören hierher; cf. Anhang!

auf den Satz vom Grunde, zurückgeführt werden kann. Wir aber, die wir hier nicht Aetiologie, sondern Philosophie, d. i. nicht relative, sondern unbedingte Erkenntniſs vom Wesen der Welt beabsichtigen, schlagen den entgegengesetzten Weg ein und gehen von dem, was uns unmittelbar, was uns am vollständigsten bekannt und ganz und gar vertraut ist, was uns am nächsten liegt, aus, um das zu verstehen, was uns nur entfernt, einseitig und mittelbar bekannt ist: und aus der mächtigsten, bedeutendsten, deutlichsten Erscheinung wollen wir die unvollkommenere, schwächere verstehen lernen".[1]

Wenn wir uns diesen Satz einmal langsam mit lauter Stimme vorlesen, so erkennen wir ohne weiteres, daſs SCHOPENHAUER die Ausdrücke nicht bloſs häuft, die Epitheta nicht nur aneinanderreiht, sondern daſs in der Aufeinanderfolge ein Gesetz herrscht, das der unmittelbare Ausdruck der Art seines Denkens ist.

„. . . weil es grundlos, weil es der Inhalt, das Was der Erscheinung ist . . ."

„. . . das nie auf ihre Form, auf das Wie, auf den Satz vom Grunde zurückgeführt werden kann . . ."

Ich möchte sagen: hier kommt das Bohrende des SCHOPENHAUERschen Verstandes zur Erscheinung, der sich nicht beim ersten Worte beruhigt, um das auszudrücken, was er dem Leser naheführen will, sondern sich bemüht, immer tiefer zu dringen, um wirklich und ganz unzweideutig in Worte zu fassen, worauf seine Aufmerksamkeit gerichtet ist, und worauf er die Aufmerksamkeit des Lesers eingestellt wissen will.

„. . . die wir nicht Aetiologie, sondern Philosophie, d. i. nicht relative, sondern unbedingte Erkenntnis . . . beabsichtigen . . ." Eine erläuternde Parenthese, deren grammatisches Objekt „Erkenntniſs" durch die Attribute „relative-unbedingte" zweifellos das Wesen dessen, was SCHOPENHAUER mit „Aetiologie" und „Philosophie" meint, deutlicher, gründlicher, eindeutig zum Ausdruck bringt.

„. . . und gehen von dem, was uns unmittelbar, was uns am vollständigsten bekannt und ganz und gar vertraut ist, was uns am nächsten liegt, aus . . ."

Wieder eine Steigerung, ein Tieferdringen, ein Nicht-zur-Ruhe-Kommen, bis das rechte Wort in dem „ganz und gar ver-

---

[1] F. II, 149; G. I, 181f.

traut“ gefunden ist, um dann in dem letzten Ausdruck „was uns am nächsten liegt“ fast in witziger Weise zu künden: „Wozu des Suchens, des Tieferforschens? Vor deinen Augen liegt es, was ich meine. Du kannst es mit Händen greifen.“

„. . . was uns entfernt, einseitig und mittelbar bekannt ist . . .“

Fast der umgekehrte Weg wie vorher; aber doch, wenn man so will, eine Art Steigerung: weitab — also nur von einer Seite her wahrnehmbar (nicht nur undeutlich, sondern nicht vollständig, zum Teil verdeckt, verhüllt) — darum auch nur mittelbar (nicht durch den bloſsen Blick erreichbar, sondern erst mit Hilfe von bestimmten Mitteln erschlieſsbar).

„. . . aus der mächtigsten, bedeutendsten, deutlichsten Erscheinung . . . die unvollkommenere, schwächere . . .“ Steigende Epitheta bis „deutlichsten“, um für die beiden folgenden die rechte, aber gleiche Höhe zu finden. Übrigens wirkt hier der Rhythmus mit: gerade dadurch, daſs zunächst drei Epitheta zum Substantiv treten, während nachher zwei den Ton verhallen lassen, kommt der Satz zur Ruhe; „unvollkommenere“ und „schwächere“ klingen breiter, tragen das Fermate; der Satz geht zu Ende, es wird nichts mehr erwartet.

Schopenhauer spricht nirgends vom Gesetz der Steigerung. Aber sicherlich kannte er ihre Wirkung. Das geht allein schon aus seinem Gebrauche der Epitheta hervor. Sucht er durch ein Epitheton ein Abstraktum der Anschauung nahe zu bringen, so wendet er die Häufung der Attribute an, um so anschaulich wie möglich zu sprechen: die grammatisch gleichwertigen Attribute gewinnen beständig an Intensität, an Kraft, an Plastik.

Ich bringe einige Belege:

„Die eigentliche, lebendige, unvermittelte, notwendige Erkenntniſs der Kausalität“;[1] „die rechte, faktische, bündige und unabweisbare Widerlegung“;[2] „eine mechanische, krasse, Kartesianische, ja Demokritische Farbentheorie“[3] (hier steigert er durch das Zurückgreifen bis ins Mittelalter — hin zum Altertum, zu Olims Zeiten); anders ist die Steigerung, wenn er sagt: „dergleichen krasse, mechanische, demokritische, plumpe und wahrhaft knollige Theorien“;[4] hier wirken die Konsonanten (wohl auch

---

[1] F. I, S. F., 8; G. VI, 22.
[2] F. I, S. F., 54; G. VI, 69.
[3] F. I, S. F., 87; G. VI, 104.
[4] F. II, 146; G. I, 179.

in „demokritische"); es kommt seine Wut gegen seine Widersacher zum Ausdruck; er nimmt sie zwischen die Zähne. Weiter: „Das geschwätzige, gedächtnifslose, halb bewufstlose, endlich ganz kindische Alter";[1] „der Tod ist . . . der übertriebene, grelle, gellende, plumpe Ausdruck dessen, was die Welt durch und durch ist".[2] (Hier wirken die Vokale mit, um die Intensität des Epithetons auf die Spitze zu treiben.)[3]

Man verzeihe mir eine Abschweifung! — Ich habe in Schopenhauers Werken Beispiele dafür gefunden, dafs er, wenn er durch Zufall einen Gedanken, den er schon einmal ausgesprochen hatte, wiederholt, dieselbe Wortfolge anwendet; mir ein Zeichen dafür, wie er an seinen Sätzen feilte, andererseits aber auch, wie ihm das ehemalige Satzbild — wenigstens im allgemeinen — vorschwebte, so dafs er jene erste Wortfolge (ich möchte sagen „unbewufst") einfach repetierte. Einst hatte ihm diese bestimmte Wortfolge als die beste vorgeschwebt, und nun bewegt er sich nur in einem befahrenen, bekannten Geleise; er bleibt sich treu, mufs sich treu bleiben! (Dafs er sich selbst nur abgeschrieben hat, kann ich ihm nicht zutrauen.)

In seiner Schrift: „Ueber den Willen in der Natur" (1836) sagt er: „Letzteres (d. h. die nicht vom Gehirn aus bewegten Teile des Organismus werden durch ungewöhnlich heftige Bewegungen des Willens in Mitleidenschaft gezogen) in dem Grade, dafs ein aufs Aeufserste erzürnter Hund durch seinen Bifs Hydrophobie erzeugen kann, ohne selbst mit der Hundswuth behaftet zu seyn, oder es von Dem an zu werden; welches auch von Katzen und sogar von erzürnten Hähnen behauptet wird."[4]

Im II. Bande seines Hauptwerkes (1844) sagt er: „Einen speciellen Beleg zu der Wahrheit, dafs der Organismus die blofse Sichtbarkeit des Willens ist, giebt uns auch noch die Tatsache, dafs wenn Hunde, Katzen, Haushähne, auch wohl noch andere Thiere, im heftigsten Zorn beifsen, die Wunde tödtlich werden, ja, wenn von einem Hunde kommend, Hydrophobie im Menschen, den sie traf, hervorbringen kann, ohne dafs der Hund toll sei, oder es nachher werde."[5]

---

[1] F. III, 265; G. II, 274.
[2] G. N. IV, 183.
[3] Weitere Beispiele bringt der „Anhang".
[4] F. IV, 28; G. III, 228.
[5] F. III, 300; G. II, 309.

Man achte auf die Folge:
„erzürnter Hund — auch von Katzen — sogar von Hähnen“ —
„Hunde — Katzen — Haushähne“;

und:

„ohne selbst mit der Hundswuth behaftet zu seyn, — oder es von Dem an zu werden“ —
„ohne daſs der Hund toll sei, — oder es nachher werde.“

Zugleich bringt die Gedankenfolge eine gewisse Steigerung; sie ist beidemal beibehalten, sie erschöpft ja erst das, was Schopenhauer mit den Sätzen sagen will.

Als ein zweites Beispiel mögen folgende Sätze dienen: „Man muſs wahrlich an allen Sinnen blind, oder vom foetor Judaicus total chloroformirt seyn, um nicht zu erkennen, daſs das Wesentliche und Hauptsächliche im Thiere und im Menschen das Selbe ist und daſs was Beide unterscheidet, nicht im Primären, . . . im Kern beider Erscheinungen liegt, als welcher . . . der Wille des Individuums ist, sondern allein im Sekundären, im Intellekt“;[1] und: „Man muſs an allen Sinnen blind oder durch den foetor Judaicus völlig chloroformirt seyn, um nicht einzusehn, daſs das Thier im Wesentlichen und in der Hauptsache durchaus das Selbe ist, was wir sind, und daſs der Unterschied bloſs im Accidenz, dem Intellekt liegt, nicht in der Substanz, welche der Wille ist.“[2]

Zum Schlusse setze ich noch einen Satz als Muster der Steigerung hierher: „Wenn man . . . Jedem die entsetzlichen Schmerzen und Quaalen, denen sein Leben beständig offen steht, vor die Augen bringen wollte, so würde ihn Grausen ergreifen: und wenn man den verstocktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarethe und chirurgische Marterkammern, durch die Gefängnisse und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finstern Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluſs ihn in den Hungerthurm des Ugolino blicken lassen wollte; so würde . . . er . . . einsehen, welcher Ort dieser meilleur des mondes possibles ist.“[3]

---

[1] F. IV, E., 240; G. III, 622.

[2] F. VI, 402; G. V, 394; cf.: F. II, 233; G. I, 268 und G. N. IV, 102, wo Schopenhauer in derselben Wortstellung vom „öden, finstern, fremden, feindseligen Ansehn“ der Dinge in der Einsamkeit spricht!

[3] F. II, 383; G. I, 420.

Eine grausige Schilderung, aber sie packt, zwingt durch ihre beständige Steigerung. Mit jedem neuen Bilde bekommt der Optimist einen wuchtigeren Hieb, daſs ihm schlieſslich der Atem vergeht. Diese „Aufzählung" des Elends aller Art beweist nicht die Berechtigung des Pessimismus, aber in ihrer Steigerung wirkt sie; man wagt überhaupt keinen Einwand mehr. Das ist SCHOPENHAUERS Rhetorik.

d) Die Schopenhauersche Periode.

Bevor ich an die Behandlung der SCHOPENHAUERschen Periode schreite, möchte ich mich gegen einen Vorwurf schützen. Es könnte so scheinen, als bewege ich mich in dieser Schrift nur in Superlativen. Wenn ich das Künstlerische in SCHOPENHAUERS Sprache zeigen wollte, so war damit die Heraushebung der Vorzüge seiner Sprache gegeben. Eine solche Behandlung aber, die es nur mit der Lichtseite einer Sache zu tun hat, bringt natürlich einen superlativen Ton mit sich. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daſs ich mich gegen die Mängel des SCHOPENHAUERschen Stils verschlieſse. Gerade seine Periode ist nicht selten schwer, geschraubt, unnatürlich, verzwackt. Ich bin sogar einem Ungeheuer von Relativsatzschachtelung begegnet. Ich setze dieses Ungetüm hierher: „Sein Intellekt wird überhaupt die Fehler zeigen, die bei jedem Werkzeug, welches zu dem, wozu es nicht gemacht ist, gebraucht wird, nicht auszubleiben pflegen."[1]

Allein richten ist leicht! Wir müssen bedenken, daſs SCHOPENHAUER der Befreier der deutschen Sprache von philosophischer Barbarei war. Natürlich schreiben seine Nachfolger besser. Er war ja doch immer noch ein Kind seiner Zeit, hatte gröſsere Schwierigkeiten zu überwinden als wir, die wir unsern Stil an Mustern bilden können. Wir müssen vielmehr bewundern, wie es ihm überhaupt möglich gewesen ist, mitten im Getümmel philosophischer Sprachverzerrer seinen Weg zu finden, sich so schnell in der Sprache zu emanzipieren.[2]

SCHOPENHAUER hat sich nicht über die Gesetze ausgesprochen, die in einer guten Periode herrschen müssen. Er hat nur gesagt,

---

[1] F. III, 445; G. II, 457.

[2] Ein zweites Kuriosum F. III, 494; G. II, 507 f.: „Der dem Drama . . ." bis „hervortreten"; 7 Relativsätze, einer dem andern in Nachstellung untergeordnet!

wie sie nicht beschaffen sein soll. Ich lasse diese seine kurzen Notizen hier folgen.

Als fehlerhaft an einer Periode bezeichnet er die „Verschränkung“ in infinitum, die mit der Absicht des Autors, „sechs Sachen auf ein Mal zu sagen“, zusammenhängt,[1] sodann die Unabsehbarkeit des Satzes,[2] die einerseits den Gedanken verhüllt,[3] oft auch nur den Schein erwecken soll, als berge der Satz Gedanken,[4] andererseits das Gedächtnis des Lesers in unerhörter Weise in Anspruch nimmt,[5] endlich die „Impertinenz der Unterbrechung und Zerbrechung des Redeflusses“.[6] Ein solcher „Phrasenbau“, sagt Schopenhauer, indem er sich selbst einer ungeheuerlichen Verschränkung absichtlich bedient, „besteht darin, daſs — man soll, wo man kann, Regel und Beispiel zugleich geben — man eine Phrase zerbricht, um eine andere dazwischen zu leimen“.[7] „Diese sogenannten Gedankenstriche“ sind nach ihm „hier verschämte und daher auf dem Bauch liegende Parenthesen“.[8]

Nehmen wir zunächst zu Schopenhauers Bemerkungen Stellung!

„Man soll nicht sechs Sachen auf ein Mal sagen“, ist seine Forderung. — Nun, ich glaube: er selbst hat oft noch mehr „Sachen“ auf einmal gesagt. Ich fand eine groſse Reihe von Perioden, die sich über 20 bis 30 Druckzeilen erstreckten und dennoch lesbar waren. — (Ein Satz[9] füllt sogar 49 Zeilen bei Frauenstädt und 51 Zeilen bei Grisebach mit — sage und schreibe —: 430 Wörtern! Eine verunglückte Periode, in der er seine gesamte Metaphysik zu resümieren sucht.)

Es wird immer auf die Fülle von Gedanken ankommen, die einem Autor zuströmen, seine Aufmerksamkeit auf das erstrebte Ziel hin unterbrechen oder ihm in dieselbe Richtung zu weisen scheinen und ihm daher wert sind, ausgesprochen zu werden. Ist er ein Philosoph, dem alle Dinge zum Problem oder Gleichnis werden, so wird die Menge der begleitenden Nebengedanken gröſser sein und der Drang, diese Gedanken „zu Worte kommen zu lassen“, sich fühlbarer machen als etwa bei einem Roman-

[1] cf. F. VI, 578; G. V, 578! [2] F. V, 171; G. IV, 186.
[3] F. VI, 551; G. V, 547. [4] F. V, 171; G. IV, 186.
[5] F. VI, 578; G. V, 578.
[6] F. VI, 580; G. V, 580; N. II, 173, 176.
[7] F. VI, 580; G. V, 580. [8] G. N. II, 176.
[9] F. IV, 2f.; G. III, 202f.

schreiber, dem nur die Aufgabe obliegt, den Leser möglichst schnell ans Ende zu führen (zur Hochzeit oder — wie es jetzt moderner ist — zur Ehescheidung), es sei denn, dafs er den Leser absichtlich „zappeln" lassen will oder an das Seitenhonorar denkt. Ein Philosoph hat in der Behandlung der Neben- und Unterströmungen, ohne die seine Deduktionen gar nicht zu denken sind, eine gewisse Strategie zu befolgen; eine Taktik, die im allgemeinen auch bei Schopenhauer herrscht.

Mit seinen negativen Forderungen, seinen Verboten ist es daher bei der Behandlung der Schopenhauerschen Periode noch nicht genug getan. — Gehen wir also unsere eigenen Wege! Suchen wir die Gesetze, denen er folgte, selbst zu finden!

Zuvor aber mufs ich auf einen Mangel der Schopenhauerschen Periode, eine Unart — wenn man so will —, hinweisen. Jeder Gedanke ist von andern begleitet, hat seine Nebentöne. Eben deshalb wiederholt sich auch jeder Philosoph. Hat er irgendeine Wahrheit entdeckt, so liegt ihm daran, den Leser bei jeder sich bietenden Gelegenheit an diese neue Wahrheit zu erinnern. Fällt so bei Schopenhauer das Wort „Wille", dann ist er sofort bereit, in einem Relativsatze daran zu gemahnen, dafs der Wille das Wesen der Dinge, das Primäre sei, dafs wir von ihm die unmittelbarste und intimste Kenntnis haben, dafs er das allein Reale sei, dafs sich auf ihn nicht der Satz vom Grunde erstrecke usw. usw. Schopenhauer kann es nicht lassen, diese metaphysische Wahrheit immer wieder in seine Sätze einzustreuen, als fürchte er, der Leser könnte sich in alter Gewohnheit wieder auf intellektualistischen Bahnen bewegen. Und so geht es unserm Philosophen an vielen Punkten. Ich möchte sagen: hierin ist er Journalist. Für den Verfasser täglicher politischer Leitartikel gilt es, das Leserpublikum immer wieder auf den einen ganz bestimmten Punkt des Parteiprogramms hinzuführen. (Wer dieselbe Zeitung längere Zeit liest, bedarf keiner grofsen Kombinationsgabe, um vorauszusehen, was die nächste „Nummer" bringen werde.) Wie nun der Journalist von seinem „politischen Standpunkt" lebt, so steht und fällt der Philosoph mit seiner ersten Hypothese. Es ist demnach psychologisch zu verstehen, dafs Schopenhauer Relativsätze der oben angedeuteten Art zu häufen liebt.

Abgesehen von diesem Mangel aber scheint mir die Schopenhauersche Periode meist künstlerisch geformt zu sein.

Ich führe ein längeres Satzgebilde Schopenhauers an, und zwar wähle ich zuvörderst eine parataktische Periode. „Der Intellekt, als bloſses Werkzeug des Willens, ist von ihm so verschieden, wie der Hammer vom Schmid. So lange, bei einer Unterredung, der Intellekt allein thätig ist, bleibt solche kalt. Es ist fast als wäre der Mensch selbst nicht dabei. Auch kann er dann sich eigentlich nicht kompromittiren, sondern höchstens blamiren. Erst wenn der Wille ins Spiel kommt, ist der Mensch wirklich dabei: jetzt wird er warm, ja, es geht oft heiſs her. Immer ist es der Wille, dem man die Lebenswärme zuschreibt: hingegen sagt man der kalte Verstand, oder eine Sache kalt untersuchen, d. h. ohne Einfluſs des Willens denken. — Versucht man das Verhältniſs umzukehren und den Willen als Werkzeug des Intellekts zu betrachten; so ist es, als machte man den Schmid zum Werkzeug des Hammers.“[1]

In diesem Satze wurden uns nicht nur „sechs Sachen“ auf einmal gereicht, sondern es handelt sich mindestens um „zwölf“ verschiedene Gedanken, die an sich gleichwertig sind, aber im Hinblick auf das Ziel, dem Schopenhauer zustrebt, doch verschiedene Grade von Wert und Bedeutung aufweisen. Gleichwohl wird er ihrer aller Herr, ohne daſs die Aufmerksamkeit des Lesers besonders angestrengt oder gar abgelenkt würde. — Wie erreicht er das?

Schopenhauer ist in dem betreffenden Kapitel bemüht, uns den Primat des Willens im Selbstbewuſstsein zu erweisen. Er will nach seiner eigenen Aussage „diese Thesis durch Thatsachen dokumentieren, die dem innern Leben des Menschen angehören“.[2] Schon hat er Material gehäuft, das Seiten füllt. Und nun bringt er einen Vergleich: „Hammer und Schmied“; dabei tauchen ihm andere Gedanken auf: „Der bloſse Intellekt — nein, das ist der Mensch nicht selbst; — als bloſser Intellekt kann man sich nicht kompromittieren, höchstens blamieren; wie sagt doch die Sprache? Wann geht es heiſs her?“ usw. — Das alles sind Abwege von der Richtungslinie seines Hauptgedankens. Aber wird das Gedächtnis des Lesers beschwert? Ich finde es nicht.

Schon der erste Satz erinnert durch das Attribut „als bloſses Werkzeug des Willens“ an das Thema, das Ziel. Man weiſs, wohin

---

[1] F. III, 253; G. II, 262.
[2] F, III, 225; G. II, 233.

der Strom der Rede geht. Und nun achte man auf die Richtung der untergeordneten Gedanken! Alle weisen auf dasselbe Endziel hin: das Gleichnis, die kalte Unterredung, der Sprachgebrauch, der Richtspruch über des Nächsten Moral usw. Selbst der letzte Satz zeigt, obgleich er die gegensätzliche Betrachtungsweise einführt, dieselbe Tendenz durch die Worte: „Versucht man das Verhältnifs umzukehren“.

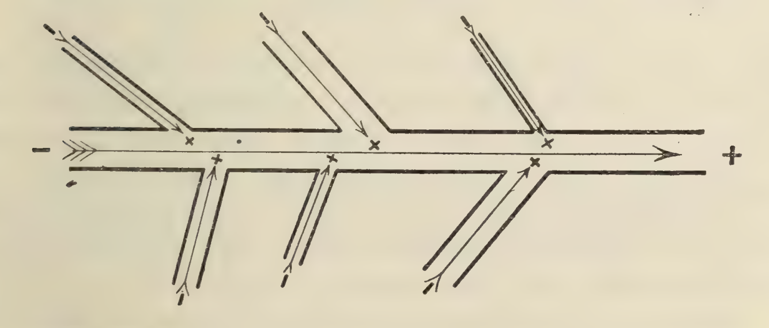
Schopenhauer hat unter der grofsen Anzahl von Gedanken, die bei seiner Demonstration in ihm auftauchten, eine Wahl getroffen, bevor er sie zum sprachlichen Ausdruck brachte. Nehmen wir etwa an, dafs der Hauptstrom seiner Rede von Minus auf Plus zufliefst,

[− +]

so wählte er unter dem Komplex der begleitenden Nebengedanken

nur die heraus, die die Strömung des Hauptflusses unterstützen [nach der Figur also alle: − +].

Man könnte dieses System graphisch etwa so darstellen:



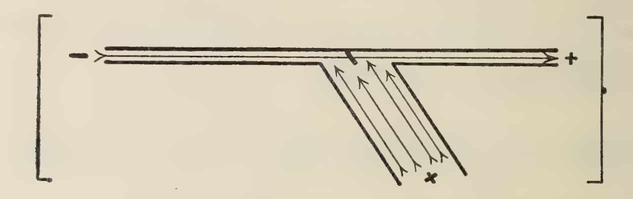
Der letzte Satz, der einen [+ −] -Gedanken einführt, gliche einem Gegenstrom, wird aber durch die Form, in der er geboten

wird, vom Hauptstrom verschlungen, so daſs man ihn in seiner Wirkung einer Synkope in der Musik vergleichen könnte, die nur ein paar Takte gilt, um dann dem ursprünglichen Rhythmus wieder zu weichen.

Es ist selbstverständlich, daſs die Nebenströmungen nicht so stark und einseitig wirken dürfen, daſs der Hauptstrom aus seinem Bette gedrängt wird; d. h. die Nebengedanken dürfen nicht das *volle* Interesse des Lesers in Anspruch nehmen; sie dürfen nur Skizzen gleichen, während der Hauptgedanke ganz ausgesponnen wird.

Ich halte es nicht für unmöglich, bei Schopenhauers Perioden nachzuweisen, welche Gedanken er unterdrückte, und warum er immer nur bestimmte „zu Worte kommen" lieſs. Voraussetzung ist dann allerdings eine genaue Kenntnis der Schopenhauerschen Psyche. Aber sie ist nicht allzu schwer. Wir haben wenige Philosophen, deren ganze Person so innig mit ihrem System verquickt ist, wie es bei Schopenhauer der Fall ist.

Wenn Schopenhauer jene „auf dem Bauch liegende Parenthese" bildete,[1] so haben wir ein Muster von *Gegenströmung*, die den Hauptfluſs nicht nur hemmt, sondern ihn aus seinem Bette treibt,



um so mehr, als der starke Rhythmus des in den Nebensatz eingeschobenen Hauptsatzes den Takt des Nebensatzes *völlig vernichtet*: einmal durch den Gedanken selbst [+ –], der rein zufällig im Kopfe des Autors aufsteigt und nicht in der Richtung des Hauptgedankens liegt, sodann durch seinen Einsatz; man erwartet in der Tat ein „man"; aber dieses „man" folgt erst *hinter* der Parenthese; man erhält geradezu einen Schlag ins Gesicht.

Bleiben wir im Bilde, so werden wir sagen: die Rede des

[1] s. Seite 90.

Philosophen gleicht einem Flufssystem. Je höher der Philosoph steht, um so komplizierter ist dieses System, um so mehr Nebenflüsse weist es auf. Mangel an solchen Nebenströmungen zeugt von Gedankenarmut. — Immer aber werden die Nebenflüsse den Hauptstrom befruchten und ihn in seinem Laufe unterstützen. — Wer einem zufällig begleitenden Gedanken allzuviel Raum gewährt, gliche einem, dem wir folgen — in der Meinung, wir wanderten die Ufer des Hauptstroms entlang, bis wir plötzlich bei der Mündung in das rechte Flufsbett erkennen, dafs er uns einem Nebenarm folgen liefs. Wer uns, wann immer nur ein neuer Gedanke in ihm aufblitzt, sofort unterrichten mufs, was ihn bewegt, wäre überhaupt kein Führer, sondern ein Irrlicht; wir würden auf die Folge gar bald verzichten.

Ohne Bild: der Philosoph mufs einerseits über eine Fülle von Gedanken verfügen, die ihn ständig auf seiner Bahn begleiten; er mufs aber stets die rechte Auswahl treffen, Wesentliches und Unwesentliches sondern, jenes bringen, dieses unterdrücken, zugleich aber auch, was ihm wesentlich erscheint, sichten, indem er sich darüber Rechenschaft gibt, dafs alles, was die Aufmerksamkeit des Lesers ablenken könnte, auszumerzen oder vielmehr zu verschweigen ist. Mit andern Worten: Geistreich sein, aber nicht geistreich scheinen wollen! Keine Zettelkastenmethode nach der Weise Jean Pauls, um ja um jeden Preis sein Licht leuchten zu lassen, sondern edles Mafs! Vieles mag wert sein, dafs es ausgesprochen und von andern gehört werde; aber ob es an dieser Stelle, in diesem Satze seinen Platz hat, darauf kommt es an. „Alles prüfen und das Beste behalten!"

Folgt Schopenhauer diesem Gesetze? — Ich glaube, dafs es zumeist der Fall ist. Eigentlich verstofsen hiergegen nur die resümierenden Perioden, wie ich bereits andeutete (S. 90). Fast immer sind es dann Sätze, die mit „wenn" oder „da" beginnen. Aber selbst in diesen schwierigen Satzgefügen herrscht doch noch Klarheit, kristallene Durchsichtigkeit. Ich wähle absichtlich ein solches kompliziertes Satzbild, da es meine Behauptung besser unterstützt, als wenn ich einen musterhaft stilisierten Satz heranziehe.

A.

A. I.

I. [1] **„Wenn ich nun in dieser ganzen Darstellung bemüht gewesen bin,**

[2] **deutlich zu machen,**

[3] **daß sie in einer höchst allgemeinen Sprache das innere Wesen**

[4] [das An-sich der Welt,

[5] welches wir,

[6] (nach seiner deutlichsten Aeuſserung) unter dem Begriff Willen denken,]

ausspricht,

[7] in einem eigenartigen Stoff,

[8] (nämlich in bloſsen Tönen) und

[9] mit der gröſsten Bestimmtheit und Wahrheit;

A. II.

[10] **wenn ferner**

[11] (meiner Ansicht und Bestrebung nach,)

die Philosophie nichts anderes ist,

[12] **als eine vollständige und richtige Wiederholung und Aussprechung des Wesens der Welt,**

[13] (in sehr allgemeinen Begriffen,

[14] da nur in solchen eine überall ausreichende und anwendbare Uebersicht jenes Wesens möglich ist);

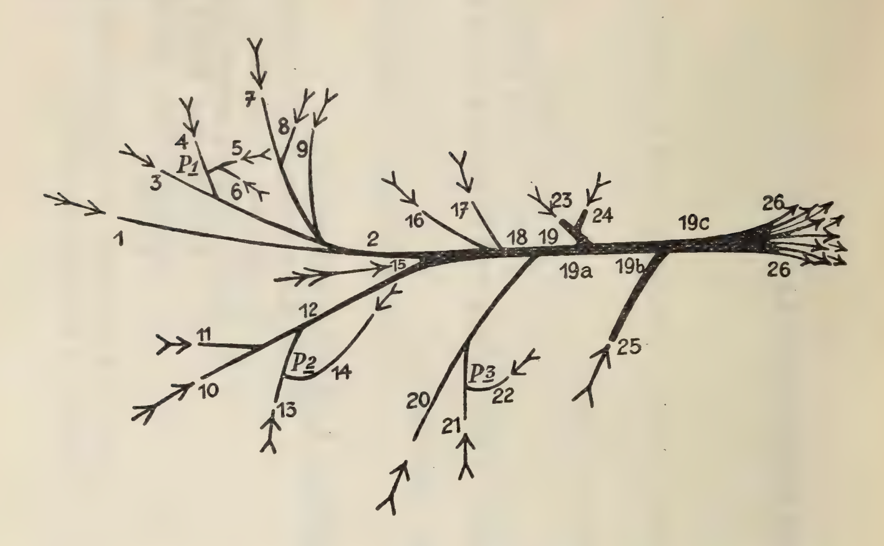
B.

[15] **so wird,**
[16] **(wer mir gefolgt und** [17] **in meine Denkungsart eingegangen ist,)**
es nicht so sehr paradox finden,
[18] **wenn ich sage,**
[19] **dafs**
[20] [gesetzt es gelänge eine vollkommen richtige, vollständige und in das Einzelne gehende Erklärung der Musik,
[21] (also eine ausführliche Wiederholung dessen
[22] ((was sie ausdrückt)))
[21] in Begriffen zu geben,]
→ [19a] **diese sofort auch eine genügende Wiederholung und Erklärung der Welt in Begriffen,**
[23] [oder einer solchen gleichlautend,
[24] (also die wahre Philosophie)]
→ [19] **sein würde,**
→ [19b] **und dafs wir folglich den oben angeführten Ausspruch Leibnitzens,**
[25] (der auf einem niedrigen Standpunkt ganz richtig ist,)
→ [19c] **im Sinne unserer höheren Ansicht der Musik folgendermafsen parodiren können:**

Musica est exercitium metaphysices occultum nescientis se philosophari animi.“[1]

[1] F. II, 312f.; G. I, 348.

Graphisch würde sich dieser Satz etwa in folgender Weise darstellen lassen:



Nur an den Punkten P^1, P^2 und P^3 erfolgt eine Gegenströmung durch einen unliebsamen Relativsatz (P^1), wie wir es ja bei Schopenhauer gewohnt sind, sowie durch eine Parenthese und einen ihr untergeordneten Kausalsatz (P^2). Bei P^3 setzt allerdings auch eine dem Hauptstrom entgegengesetzte Richtung in Form eines erläuternden Relativsatzes ein; aber sie hat sich bereits den beiden ineinandergeschachtelten Parenthesen, die an sich nicht störend wirken, gefügt, bevor sie Unheil anrichten konnte. — Sonst aber wird die Richtung des einen Hauptgedankens nicht unterbrochen. Und dabei wirken 20 begleitende Nebengedanken mit! Ich mufs gestehen, dafs, wer nur einigermafsen philosophische Schriften zu lesen gewohnt ist, keine Mühe hat, durch diese Periode von 205 Wörtern hindurchzufinden. Nirgends läuft man Gefahr, den Faden zu verlieren; nirgends hat man das Gefühl, als werde man in die Irre geführt.

Derlei Perioden lassen sich bei Schopenhauer ohne Mühe in grofser Anzahl finden. Alle, soviel ich sah, tragen, wenn es sich nicht um wirklich verfehlte Satzgefüge handelt, dasselbe Gepräge, und darum kann der angeführte Satz als der Typus der Schopenhauerschen Periode gelten, und zwar des rein philosophischen Satzes. Gerade darauf aber kam es mir an!

Ist er Dichter, reiner Schilderer, Angreifer, Stimmungsmensch, dann wirkt er durch mancherlei Mittel, wie Rhythmus, Steigerung, Rhetorik, Wortstellung u. dgl. m. Das haben wir bereits aus den wenigen Sätzen erkannt, die wir einer Interpretation unterwarfen.

In der philosophischen Periode handelt es sich — ich betone es noch einmal — bei SCHOPENHAUER um die Bewältigung, Bezwingung der Fülle von Gedanken, die auf ihn zu jeder Stunde einströmen: eine Mäfsigung, der er sich in Rücksicht auf den Leser unterzieht; spricht er — das Genie — doch nicht zu seinesgleichen. Ist einmal eine Periode zum Ungetüm angewachsen, nun: so vergafs er die Feile, die Rücksicht auf das Publikum; er selbst wurde eben auch mit Ungeheuern fertig.

Jede Periode hat ihre Schwierigkeiten für den Leser. Aber wir müssen uns noch ein anderes ins Gedächtnis rufen: Jede Periode bietet dem Leser auch etwas.

Es sei mir erlaubt, mich gleichnisweise auszudrücken: Der Autor gleicht einem Führer, der Leser einem geführten Wanderer. Der Führer wird den Touristen nicht direkt zum Ziele führen, sondern des öfteren einen kleinen Umweg (*περιοδος*) mit ihm machen, um ihm einen freien Blick in die Ebene zu gönnen; aber er wird diese Ausblicke nie so häufen und ausdehnen, dafs sie beide darüber ihr Ziel vergessen; er wird womöglich eine gewisse Wahl treffen, um die Schönheit der Ausgucke zu steigern und so in dem Wanderer das Gefühl zu erwecken: „Je weiter du steigst, um so gröfser der Lohn deiner Mühe; also vorwärts zum Endziel!“ Beständiges blofses Kraxeln ermüdet ebenso wie beständiges Verschnaufen und fortwährende „schöne Ausblicke“. Ein weises Mafs hierin macht den rechten Führer. — Ein solcher Führer ist SCHOPENHAUER in seinen Perioden.[1]

[1] Es wäre nicht schwer, derlei Satzgefüge hier aufzuführen. Ich begnüge mich, auf folgende Perioden hinzuweisen:
F. II, 131, 140f., 186f., 241f. (Parataxe), 237f., 430f., F. III, 366f.
G. I, 163, 172f., 220f., 275f. („), 217f., 468; G. II, 377f.

C. Schlufs:

Das Künstlerische des Hauptwerkes in seiner Geschlossenheit.

Mit der Betonung der wesentlichsten Vorzüge der SCHOPENHAUERschen Sprache bin ich — das weifs ich wohl — SCHOPENHAUER noch bei weitem nicht gerecht geworden. Vieles konnte ich nur andeuten, manche Feinheiten mufste ich übergehen, um nicht zu sehr ins Detail zu geraten; einiges wird der „Anhang“ nachholen.

Immerhin glaube ich meiner Aufgabe insofern gerecht geworden zu sein, als ich vor allem SCHOPENHAUERS Sprache in seiner eigenen Kritik beleuchtet habe.

Ist es erlaubt, zum Schlusse noch einer persönlichen Ansicht Raum zu gewähren, so würde ich bekennen, dafs mir das Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ als die stilistische Glanzleistung SCHOPENHAUERS erscheint, und zwar der erste Band. (Der zweite Band bedeutet ja nur eine Ergänzung zum andern.) Die „Parerga und Paralipomena“ weisen allerdings ihre besonderen Schönheiten auf; einige Abschnitte — als Ganzes betrachtet — sind vielleicht formvollendeter als das Hauptwerk. Aber einerseits ist ihre Fassung mehr die des Aphorismus, des geistreichen Aperçu; andererseits hat SCHOPENHAUER nicht die letzte Feile an sie legen können. Das Hauptwerk ist dagegen wirklich vollendet und ein in sich abgeschlossenes Ganze. Es stellt gleichsam eine musikalische Komposition vor.

Das erste Buch: „Die Welt als Vorstellung“ präludiert in bekannten Weisen; es ist das Thema der KANTischen Philosophie. Aber es drängt — je länger, je mehr — zum Einsatz einer neuen Melodie: das Unsagbare (das KANTische „Ding an sich“) will fafsbar, fühlbar werden, will zum Ausdruck kommen. Da setzt im zweiten

Buche: „Die Welt als Wille" der Mollakkord und sein Leitmotiv: „Der Wille zum Leben ist unselig, eine Sünde, ein Verbrechen" in tiefen, schweren Tönen ein, die unser Innerstes ergreifen. Die Disharmonien herrschen vor, nirgends kommt das Ohr zu eigentlicher Ruhe; tausend Bilder fliehen an unserer Seele vorüber; immer eiliger, vielgestaltiger, flüchtiger werden die schemenartigen, kaum melodischen Gebilde, und immer erklingt als Grundbafs die Frage: „Warum hast Du das Leben gewollt?" — Da — — kommt Erlösung. Liebliche, gesangreiche, zauberische Weise ertönt — ähnlich dem zweiten Satz des Chopinschen Trauermarsches —: es ist das Thema des dritten Buches: „Das Objekt der Kunst". Die Seele schwingt sich auf zu lichten Höhen, die Erde weicht, mit ihr alles Leid und alle Mühsal; die Not ist vergessen; himmlischer Friede senkt sich ins Herz. — Aber der Friede weilt nicht, will nicht währen. Schon erhebt sich die Frage: „Was hilft mir das?" Wir kommen ja nicht los vom Willen. Das Erdenleben hat nur wenige solcher Feierstunden. Und zurück sinkt die Weise ins alte Thema. Das vierte Buch fafst den Nerv des Lebenselends: „Die Willensbejahung", um unser Innerstes aufzuwühlen, vielleicht dafs es nun den gellenden Dissonanzen gelinge, den Willen zu einer anderen, dauernden Ruhe zu bringen in der Selbstverneinung, in der Entsagung. Wohin des Wegs? — In das Nirwana! — Ins Nichts? — Vielleicht! — — Mit einer Frage schliefst das Thema.

So stehen wir bewundernd vor dem Werke dieses grofsen Meisters und beklagen die Tragik seines Schicksals, das ihm die Anerkennung seiner Gröfse unter den Zeitgenossen versagte. Wir wünschen ihn zurück, dafs er sehe, was er uns, was er der Nachwelt ist. Aber er, der den Glauben an sich nicht verlor, der ausharrte, aushielt, auslitt in der Mifsachtung seiner Mitmenschen, — er sah diese unsere Zeit zuversichtlich-stolz voraus, er tröstet uns selbst: „Wenn . . . wir, von der Bewunderung eines grofsen Geistes, dessen Werke uns eben beschäftigt haben, ergriffen, ihn zu uns heranwünschen, ihn sehn, sprechen und unter uns besitzen möchten; so bleibt auch diese Sehnsucht nicht unerwidert: denn auch er hat sich gesehnt nach einer anerkennenden Nachwelt, welche ihm die Ehre, Dank und Liebe zollen würde, die eine neiderfüllte Mitwelt ihm verweigerte."[1]

[1] F. VI, 510; G. V, 503f.

Anhang.

I. Von Schopenhauer geprägte philosophische Termini.

Antimoralisch: Er begründet die „regelwidrige Zusammensetzung des Wortes“ F. IV, E. 196; G. III, 577.

Beweis a terrore: Nach SCHOPENHAUER der Ausdruck dessen, was „das alte Wort des Petronius primus in orbe Deos fecit timor bezeichnet“; F. IV, Wi. 38; G. III, 237.

Keraunologischer Beweis: Er gründet sich „auf das Gefühl der Hülfsbedürftigkeit, Ohnmacht und Abhängigkeit des Menschen, unendlich überlegenen, unergründlichen und meistens unheildrohenden Naturmächten gegenüber“. F. II, 607; G. I, 649.

Metalogische Wahrheit: Darunter versteht SCHOPENHAUER „die in der Vernunft gelegenen formalen Bedingungen alles Denkens“. Er gebraucht das Wort bereits in seiner Dissertation (§ 35); F. I, Wu. § 33, S. 108ff.; G. III, 125f.

Metaschematismus: Übersetzung, Veränderung, Umweg, F. V, 326; G. IV, 346.

Eingeführt haben sich folgende Termini:

Objektität (des Willens).

Objektivität (des Willens). Die Objektivität des Willens ist der Leib; die adäquate Objektivität des Willens ist die Idee.

(sich) objektiviren = (sich) darstellen in der realen Welt.

Davon:

Objektivation.	
Quietiv	= Gegensatz zu „Motiv"; die intuitive Erkenntnis von der Nichtigkeit der Welt; sie führt zur Verneinung des Willens zum Leben.

II. Idiotismen.

[Die mit (?) versehenen Wörter scheinen mir von SCHOPENHAUER zu stammen, da ich sie in keinem der großen Lexika finden konnte.]

Afterehre	F. V, 385; G. IV, 408.
die Anheischigen	F. V, 384; G. IV, 407. „alle öffentlich Anheischigen" F. V, 387; G. IV, 410.
Bezweckung	F. V, 377; G. IV, 400.
billigungswert	F. IV, E. 110; G. III, 490.
das Bücherlicht	(„das den richtigen natürlichen Blick blendet") F. III, 84; G. II, 91.
enthunden	(„der Kettenhund wird durch Grausamkeit enthundet") F. VI, 403; G. V, 395.
das Grundwollen	(= der Charakter) F. III, 680; G. II, 697.
lügenhaftermaaßen	G. VI, 264.
Makranthropus	„Man hatte, seit den ältesten Zeiten, den Menschen als Mikrokosmos angesprosprochen. Ich habe den Satz umgekehrt und die Welt als Makranthropus nachgewiesen; sofern Wille und Vorstellung ihr wie sein Wesen erschöpft". F. III. 739; G. II, 758.
in den Tag hinein naturalisiren	F. IV, Wi. XXII.; G. III, 192.
schamfisch	„Jeder, in schamfischem Nachahmungstrieb und urtheilsloser Bewunderung des Absurden, beeifert sich, ein Mitarbeiter derselben (der Sprachverhunzung) zu seyn". G. N. II, 120f.

	Das Wort ist dunkel. Bisher hat noch niemand auf diese Bildung geachtet.
Schlumperei	F. VI, 576; G. V, 575 (in GRIMMS Wörterbuch als von SCHOPENHAUER stammend aufgeführt).
der Ueberredner	F. II, 59; G. I, 90 (zweimal gebraucht).
Ueberzeugungslehre	= Metaphysik, die ihre Beglaubigung in sich hat, während die Glaubenslehre = Volksmetaphysik diese Beglaubigung aufser sich hat; F. III, 181; G. II, 190.
Unbegriff	F. II, 17; G. I, 47.
Ungedanke	F. II, 545; G. I, 586.
Ungnadenwahl	F. II, 346; G. I, 382.
Unterbringbarkeit (?)	F. VI, 659; G. V, 658.
Urerkenntnifs	F. III, 215; G. II, 223.
Urkern	F. III, 268; G. II, 277.
Vornehmigkeit (?)	F. IV, E. XXV; VI, 557; G. III, 366; V, 553.
ein Wahrträumen	(So möchte SCHOPENHAUER lieber das Schlafwachen bezeichnen.) F. V, 255, 262; G. IV, 273, 281.
Weltgebrauch	F. II, 357; G. I, 394.
Werkemänner	G. N. II, 285. (Sie stehen den „Thatenmännern“ gegenüber.) cf. F. III, 444; V, 416; G. II, 456; IV, 438!
Winkelnation (?)	(Die Juden.) F. VI, 278; G. V, 270.
der Wurzelpunkt	(„des Daseins ist der Wille“); F. III, 370, 416; G. II, 382, 428.
Zeitungsdeutsch	G. N. II, 121.

Witzige oder boshafte Neubildungen:

Begriffsarchitekt	(So nennt er PROKLOS.) F. III, 91; G. II, 97.
Dachkammerphilosoph	F. IV, Wi. 146; G. III, 342.
Deutschmichelei	F. III, 136; G. II, 144.
Fakultätenwaare	F. VI, 28; G. V, 34.
Gerechtigkeits-Jargon	F. IV, E. 159; G. III, 540.
Glaubensimpfung	F. VI, 351; G. V, 342.

Pelagianischer Hausmannsverstand	F. II, 480; VI, 37; G. I, 520, V, 43.
Husarenkourage (?)	F. V, 407; G. IV, 429.
Hegelei	(Sehr oft.)
ein gewisses Hopsasa (?)	F. III, 489; G. II, 502.
Kinderschulansichten	F. IV, E. 53; G. III, 432.
Kinderschulenphilosophie	F. V, 184; G. IV, 199.
Konsequenzenmacherei	G. N. 94.
die Lokal-Ueberzeugten	F. VI, 352; G. V, 343.
Lumpacivagabunden-buchstabensparsamkeit	G. N. II, 162.
der Euklidische Mausefallenbeweis	F. I, Wu. 139; G. III, 157.
Philosophieprofessorenflause	F. V, 204; G. IV, 219.
die Professionsphilosophen	F. V, 184; G. IV, 199.
Professorenphilosophie	(oft.)
Rockenphilosophie	(oft.) katechismusgerechtseynwollende Rokkenphilosophie F. V, 472; G. IV, 496.
rockenphilosophisch	F. IV, Wi. XIV, G. III, 185.
Spaaſsphilosoph	(oft.)
Spaaſsphilosophie	(oft.)
Staatsphilosophie	F. V, 169; G. IV, 183.
Talent-Männer	F. IV, E. 147; G. III, 528: „Die bloſsen Talentmänner" F. III, 447; G. II, 459.
Uebersetzerköpfe	F. VI, 425; G. V, 416.
das unsterblichkeitslose Judentum	F. V, 137; G. IV, 152.
Alte-Weiber-Ueberzeugungen	F. III, 303; G. II, 313.
Wort-Dreimaster	F. V, 177; G. IV, 192.
Wortknappereikniff	G. N. II, 154.

III. Entlehnte (und zum Teil weiter verwertete) Wörter.

Ablisten F. VI, 502; G. V, 495	Goethe, Schiller.
sich abmüſsigen F. VI, 121; G. V, 127	Goethe, Platen, Tieck.

Afterart F. IV, E. 216; G. III, 597	Nikolai.
andichten F. III, 359; G. II, 370	Goethe, Herder, Wieland u.a.
anräsonniren F. II, 437; G. I, 475	Schlegel.
Ausfüllsel F. VI, 427; G. V, 418	Bekannt war „Füllsel“.
ausnarren F. V, 163; G. IV, 177	Logau.
benebst F. VI, 73; G. V, 82	Goethe, Schlegel.
das Brandmark F. VI, 548; G. V, 543	Selten. Leisewitz, Wagner: „Die Kindermörderin“, Kant.
Bratenwenderad G. N. IV, 189	J. Paul, „Bratenwender“.
Einerleiheit F. II, 30; G. I, 30	Fichte, J. Paul.
eingeständlich F. III, 288; G. II, 297 (?)	Lessing sagt: „eingeständig“.
entgegenreifen F. IV, Wi., 145; G. III, 141	Goethe.
Fakse F. VI, 544; G. V, 539	Goethe, Kleist („Fachse“).
Fitzliputzli F. IV, E. 134, G. III, 515	Heine.
Flächenkraft F. III, 195; 325; V, 320; VI, 38, 151; G. II, 204, 336; IV, 340; V, 44, 156	Kant. (Grimm führt bei diesem Worte nur Kant und Schopenhauer auf.)
Gelindigkeit (des Willens) F. III, 682; G. II, 694	Kant, Luther u. a.
Gemächsel G. N. III, 26	Kant.
gemäſs (als Adjektiv — sehr oft)	Goethe.
Gequäck G. N. IV, 283	A. W. Schlegel.
Gernwilligkeit F. II, 624; G. I, 667	Goethe: „gernwillig“.
Gewältiger F. II, 402; G. I, 439	Goethe: „gewältigen“ (cf. Boucke: „Wort und Bedeutung in Goethes Sprache“ (1901), S. 265f.!) — Auch Fechner gebraucht „gewältigen“ (Dr. Mises: „Kleine Schriften“: „Der Tanz“).
Irrwahn F. V, 376; G. IV, 399	Jean Paul, Immermann.
kathedersässige Wissenschaften F. V, 152; G. IV, 166	Goethe: „Kathedervortrag“, Herder: „Kathedersprache“, Lessing: „Kathederetiquette, Kathederweisheit“, Schiller: „Kathederheld“.
manierirte Werke F. II, 278; G. I, 313 Manierist, ibidem zweimal	Kant, Winckelmann: „manieriren“.

Mittelschlag F. IV, E. 59; G. III, 439	Goethe, Kant.
moralische Null F. II, 345; VI, 255; G. I, 381; V, 246	Wieland (im Pluralis).
Nachurtheil F. III, 98; G. II, 105	M. Mendelssohn, Hutten, Zedler.
Nahstellung G. N. IV, 143	J. Paul: „Nahestellung".
Paradespruch F. V, 386; G. IV, 410	Klinger: „Paradewort".
Scheingebäude F. II, 254; G. I, 288	Goethe (bezeichnet die Newtonsche Optik als „Scheingebäude").
Schreibekitzel F. VI, 544; G. V, 539	Adelung.
Schwungkraft (metaphorisch: „des Intellekts"). F. III, 422; G. II, 434	Goethe, Kant u. a.
die Trübe (oft in der „Farbenlehre")	Goethe .
das Unbild F. II, 423, 424; G. I, 461, 462	Goethe.
Ungereimtheit F. III, 575; G. II, 590	Goethe, Engel, Fichte.
urständen in F. II, 541; G. I, 582 urständen aus F. II, 549; G. I, 590	Vielleicht Erinnerung an Jakob Boehme: „Gott ist Urstand aller Wesen", Myst. magn. V.
verballhornen F. VI, 539; G. V, 533	Bürger, Heine.
verschlimmbessern F. VI, 538; G. V, 533	F. A. Wolff.
Verschlimmbesserung F. VI, 573; G. V, 572	
verschwebelt und vernebelt F. VI, 427; G. V, 418	Goethe: „sich ins Schwebeln und Nebeln verlieren".
Verschweben[1] F. III, 536; G. II, 550	Goethe.
verzwillingen G. N. IV, 142	Wieland.
ein gelehrter Waidspruch F. IV, E. 111; G. III, 491	mhd. Umgewandelt in die Bedeutung: „worin man sich weidet" durch Arndt.
wegräsonniren F. II, 437; G. I, 475	Goethe, Mendelssohn.
Wischiwaschi (sehr oft)	Lessing.
Wortkram (Lieblingswort)	Goethe.
Zeitdienerei F. IV, Wi. 17; G. III, 217; dreimal	Vielleicht auf Luthers Übersetzung von Röm. XII, 11

[1] cf. S. 58!

(wo er *τῳ καιρῳ δουλευοντες* statt *τῳ κυριῳ* las) zurückzuführen. Schopenhauer sagt allerdings, daſs er dieses Wort dem Englischen nachgebildet habe.

Archaistisch:

die Ganzheit F. IV, E. 82, 258; V, 224; G. III, 462, 640; IV, 240	Auch bei Goethe (sogar im Pluralis).
Ohrenlosigkeit F. VI, 563; G. V, 562	Luther, Lexer, Voss.
der Rühmer F. V, 425; G. IV, 448	Luther, Lachmann u. a.

Mundartlich:

messentlich F. V, 194; G. IV, 209 allmessentlich G. N. II, 119	Nach Weigand stammt das Wort aus Frankfurt am Main.
rabbeln G. N. III, 33	Niederdeutsch für „rappeln". Goethe hat das Wort ebenfalls.

Druck- oder Schreibfehler?

daron G. N. IV, 398: „So konnte Phidias mit Bewuſstsein, was wir alle daron: die menschliche Form hervorbringen".	Falk, „Elysium und Tartarus", Lenz und Fichte haben „darohne".

Die folgende Tabelle soll zeigen, inwiefern Schopenhauers Wortschatz von Goethe, Kant, Fichte, Lessing, Luther und Jean Paul bereichert sein könnte.

Schopenhauer	Goethe	Kant	Fichte	Lessing	Luther	J. Paul
ablisten	+					
sich abmüſsigen	+					
andichten . . .	+					
benebst	+					
das Brandmark		+				
Bratenwenderad						+
Einerleiheit . .			+			+
eingeständlich .				+		
entgegenreifen .	+					

Schopenhauer	Goethe	Kant	Fichte	Lessing	Luther	J. Paul
Fakse	+					
Flächenkraft		+				
Ganzheit	+					
Gelindigkeit		+			+	
Gemächsel		+				
gemäß (als Adjektiv)	+					
Gernwilligkeit	+					
Gewältiger	+					
Irrwahn						+
Katheder-	+		+	+		
manierirt, Manierist		+				
Mittelschlag	+	+				
Nahstellung						+
Ohrenlosigkeit					+	
rabbeln	+					
Rühmer					+	
Scheingebäude	+					
Schwungkraft	+	+				
die Trübe	+					
das Unbild	+					
Ungereimtheit	+		+			
verschnebelt	+					
verschweben	+					
wegräsonniren	+					
Wischiwaschi				+		
Wortkram	+					

IV. Einige Besonderheiten in der Schopenhauerschen Sprache.

„Entfremden“ gebraucht er in der Bedeutung von „des Fremden entkleiden“ in dem Satze: „Ich will versuchen, sie (die Wahrheit) den Ueberzeugungen des Lesers zu entfremden“. F. IV, E., 231; G. III, 612.

„Ungemein“ ist ihm gleich „edel, grofs“. F. VI, 634, 635; G. V, 632, 633.

Er konstruiert:

„Das Absterben dem eigenen Willen“; F. II, 457; G. I, 496.

„Das besinnungslose Nachgehen den Naturgesetzen"; F. II, 502; G. I, 542.

„. . . in ihrem Nachgehen den Bedingungen alles Bedingten"; G. N. III, 54.

„Der Widerstand dem Geschlechtstriebe"; F. II, 457; G. I, 495.

„auf den Fufs folgen"; F. III, 82; G. II, 88.

Er bildet den Pluralis „Gegenwarte"; F. III, 64; G. II, 70.

Er behandelt folgende Adverbia als Konjunktionen:

„aufserdem", F. II, 408; G. I, 455.
„mithin", F. III, 346; G. II, 357.
„sonst", F. III, 304; G. II, 314.

Für „ingleichen" sagt er „imgleichen", für „ahnen": „ahnden", für „Ahnung": „Ahndung", „aus welchen Worte . . . das d ausgemerzt ist, wodurch dasselbe einen ganz eigenen Anstrich von Niaiserie erhält, welcher, durch die Schaafsphysiognomie des jedesmaligen Apostels solcher Weisheit unterstützt, ihr nothwendig Eingang verschaffen mufs". F. I, Wu., 113; G. III, 130; cf. F, I, Wu., 123; G. III, 140f!

Für „etwa" sagt er „etwan". Begründung: G. N. II, 130.

„Umständlich" ist ihm gleich „mit allen einzelnen Umständen" in der Wendung: „Diese Thatsache, welche im Jahre 1815 bemerkt zu haben ich mich lebhaft und umständlich erinnere . . ." F. I, Wu., 67; G. III, 83.

„sich einer Prüfung entübrigen", F. I, S. F. 84; G. VI, 100.

„bemeldete Schwingungslängen", F. I, S. F., 88; G. VI, 104.

Der Vollständigkeit halber führe ich hier Wendungen auf, die wir als undeutsch bezeichnen müssen:

Latinismen und Gräzismen in Relativsätzen:

„Ein abstraktes Dogma, den Glauben an welches ich nunmehr verloren habe"; F. II, 350; G. I, 386.

„Der Tod, in der Flucht vor welchem das ganze Leben besteht"; F. II, 369, G. I, 406.

„. . . ihnen die Farben . . . zu leihen, die man wünschte, dafs sie hätten". F. II, 375; G. I, 412.

„Dasjenige . . ., welches durch seine Kräfte bearbeitet ist, durch Entziehung dessen man daher die Kräfte . . . entzieht". F. II, 396; G. I, 433.

„. . . ohne sich nach der Ursache umzusehen, in Beziehung auf welche man sie sonst nothwendig, in Beziehung auf alles Uebrige zufällig nennen müſste". F. II, 551; G. I, 592. (Gräzismus.)

„Drei Arten von Schlüssen, jede von welchen den Leitfaden giebt"; F. II, 576; G. I, 618.

„. . . mancherlei symmetrisch-architektonische Belustigungen . . ., die Liebhaberei zu welchen überhaupt in diesem Buch sich vielfältig zeigt". F. II, 630; G. I, 673.

„. . . zwei Preisschriften, die Bekanntschaft mit welchen ich . . . voraussetze". F. III, 676; G. II, 693.

„. . . Naturkräfte . . ., in der Zurückführung auf welche die ganze Erklärung besteht". F. IV, 46; G. III, 426.

„. . . eine Falle gestellt, in die er wissen muſste, daſs sie gehen würden"; F. VI, 391; G. V, 383.

„Applikation . . ., die er . . . nicht anwendet, und den Anlaſs zu welcher zu erkennen ihm Urtheilskraft abgeht". G. N. IV, 357.

Als unschön, geschraubt und z. T. völlig schief werden wir folgende Wendungen bezeichnen:

„Die Ausübung des Unrechts überhaupt betreffend, so geschieht sie entweder durch Gewalt oder durch List." F. II, 398; G. I, 435.

„Dies heißt aber eben soviel, als daſs jeder von beiden der frühere und aber auch der spätere ist." F. II, 545; G. I, 586.

„Nun aber ist diesem Allen noch das . . . Resultat unterzubreiten." F. III, 14; G. II, 20.

„Hingegen bitte ich . . . die . . . Preisfrage . . . zu durchlesen." F. IV, E., VII; G. III, 351.

„. . . nicht vergönnt, die Geschichte der Philosophie . . . zu durchgehen". G. N. II, 52.

„. . . Frau von Guion, welche schöne und groſse Seele . . . kennen zu lernen und dem Vortrefflichen ihrer Gesinnung . . . Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, jedem Menschen besserer Art . . . erfreulich seyn muſs". F. II, 455; G. I, 493. (Gräzismus.)

„. . . welche sich . . . von der Wissenschaft ernähren, welcher meiner Eins . . . alle seine Kräfte opfert." F. V, 205; G. IV, 220.

„So . . ist . . . ein andermal aus dieses seinem ein Saurier, . . . dann aber aus dieses seinem ein Chelonier hervorgegangen." F. VI, 163; G. V, 168.

„. . . liegt also daran, daſs je mehr uns ein Ding bloſs als Erscheinung . . . gegeben ist, desto deutlicher zeigt sich die apriorische Form der Vorstellung.“ F. IV, Wi., 94; G. III, 291.

„Zwar oft, aber nicht immer, wird man . . . sich eine niedrigere Stelle anzuweisen haben . . .; sondern bisweilen auch eine höhere.“ F. V, 523; G. IV, 547.

„Der Intellekt, der bloſs zum Dienste des Willens entstanden ist und in fast allen Menschen auch darin bleibt, in welchem Gebrauch desselben und in seinem Ertrag ihr Leben aufgeht.“ F. VI, 452; G. V, 444.

„. . . eine . . . Idee der Pflanze . . ., welche aber als eine Einheit von Knospe, Blume und Frucht anzuschauen wir nicht vermögen, sondern sie mittelst der Form der Zeit erkennen müssen.“ F. VI, 452; G. V, 445. (Gräzismus.)

„Indessen kann das Genie, ja es ist sehr oft, von einem starken Willen begleitet.“ G. N. IV, 104.

V. Alliterationen.

Es sind hier nur diejenigen Alliterationen aufgeführt, die nicht allzu häufig erscheinen, aber alle — soviel ich sehe — von Schopenhauer absichtlich angewandt wurden. Unter ihnen erkennt man eine beträchtliche Reihe von Verbindungen ohne Schwierigkeit als sein Eigentum.

Schopenhauer hat auch allgemein geläufige alliterierende Wendungen gebraucht, deren Seitenzahl ich nicht nenne. Ich bin folgenden begegnet:

In Bausch und Bogen, biegen oder brechen, blank und baar, Denken und Dichten, Denken und Trachten, Dichten und Trachten, an allen Ecken und Enden, mit Ernst und Eifer, frank und frech, frank und frei, frech und frei, frisch und freudig, gäng und gäbe, ganz und gar, das Ganze und Groſse, Gunst und Gnade, mit Haut und Haar, Kampf und Krieg, Kampf- und Kriegslust, keck und kühn, mit Leib und Leben, am Leibe und Leben, Luft und Licht (und umgekehrt), matt und mager, mehr und minder, nie und nimmer, nie und nirgends, ohne Rast, ohne Ruh, sammt und sonders, Schelten und Schimpfen, Schmähen und Schimpfen, Schuster und Schneider, steif und starr, stumm und still, Thun und Treiben, Thür und Thor, Tod und Teufel, Treiben und Trach-

ten, Treiben und Tummeln, Wehr und Waffe, Wohl und Wehe, Zweck und Ziel.

Absichten, nicht Einsichten F. II, XVIII; G. I, 17; ohne Absicht und Einsicht G. N. III, 94.

Abstrakt, abstrus F. IV, Wi., XV; G. III, 186.

Anstofs und Anlafs F. IV, E., 142; G. III, 523.

in irgend einer Art und Angelegenheit F. VI, 346; G. V, 337.

Aeufserungen und Aussagen F. V, 257; G. IV, 275.

auster und asketisch G. N. II, 37.

beharrt und bleibt F. VI, 367; G. V, 358; das Bleibende und Beharrende F. V, 341; G. IV, 361.

ein Beispiel und Beleg F. VI, 390; G. V, 382.

nicht weniger belehrend als belustigend F. III, 143; G. II, 151.

allgemein beliebt und belobt F. VI, 355; G. V, 346 (cf. loben!)

beseelt, — oder besessen F. VI, 193; G. V, 198.

bigott und bornirt F. VI, 399; G. V, 391.

er bilde und brauche . . . die Kräfte G. N. IV, 326; — wird diese . . . Kraft . . . brauchen lernen und bilden G. N. IV, 327.

das bunteste und barockeste Schauspiel F. III, 362; G. II, 373.

Desorientation und Desorganisation F. V, 189; G. IV, 204.

Dicke und Dichtigkeit F. I, S. F., 72; VI, 192; G. VI, 88; V, 197.

Drang nach Daseyn F. III, 571; G. II, 586; Drang zum Dasein F. IV, E., 196; G. III, 576.

Dummer Dünkel F. VI, 270; G. V, 261.

dumpf und kaum dämmernd F. III, 315; G. II, 325.

Dunkelheit und Dumpfheit F. VI, 92; G. V, 100.

dünn und durchsichtig F. VI, 219; G. V, 209.

Durst nach Daseyn F. III, 533, 546; G. II, 547, 561.

Fackeln und Feuerwerk F. III, 261; G. II, 270.

fade und flache Gesellen F. VI, 248; G. V, 239.

da findest du Faustrecht, Feudalismus und Fanatismus F. VI, 373; G. V, 365.

ohne Fehl und ohne Furcht F. V, 259; G. IV, 277.

fest und feierlich F. VI, 476; G. V, 469.

finsteres, fremdes, feindliches Ansehn F. II, 233; G. I, 268; N. IV, 102.

finsteres und furchtsames Mifstrauen F. V, 414; G. IV, 436.

dieses dürre Skelett mit Fleisch und Farbe bekleidet F. V, 26; G. IV, 38.

folgenreich und fruchtbar F. III, 564; G. II, 579.

Formen und Fragen F. II, 22; G. I, 52.
Form und Funktion F. II, 535; G. I, 575; plur.: F. III, 736; G. II, 755; Form, d. i. Funktion F. III, 737; G. II, 755.
Fratzen und Flausen F. VI, 373; G. V, 365.
dummfrech, frevlerisch und vermessen G. VI, 245.
ein Freier, kein Fröhnling F. III, 86; G. II, 92.
das Fremde und Ferne F. II, 292; G. I, 327.
frisch und fremd zu einer Angelegenheit zurückkehren F. III, 151; G. II, 159.
ohne Fugen und Flickwerk F. IV, Wi., 142; G. III, 337.
Gedanken und Gründe F. V, 469; G. IV, 493.
gehörig und gründlich F. V, 502; G. IV, 526.
Geist und Gemüth F. V, 347, 473; G. IV, 370; 498.
getrieben — getragen F. VI, 631; G. V, 629.
Gier nach Gelde F. VI, 223; G. V, 213.
Glück und Genufs F. III, 671; V, 351, 634; G. II, 688; IV, 374, 457.
Grillenfängerei und Gram ohne Gegenstand F. VI, 619; G. V, 616.
mit deutscher Gründlichkeit und Gelassenheit F. VI, 370; G. V, 361.
entweder durch Gunst oder für Geld F. V, 287; G. IV, 306f.
ein hoher und heiliger Ernst F. VI, 427; G. V, 418.
inniglich und ingrimmiglich hassen F. V, 178; G. IV, 193.
die so intrikate, krause, ja knollige Mythologie des Christenthums G. N. IV, 259.
Keim und Kern F. III, 574; G. II, 589.
kernige Kürze G. N. I, 166.
kleine, knickerige Ersparnisse G. N. II, 141.
knapp und kärglich F. III, 670; G. II, 688.
Wortknappereikniff G. N. II, 154.
knauseriges Abknappen G. N. II, 141.
Leute von Kopf und Kenntnissen F. VI, 69; G. V, 78.
Kürze und Kraft F. VI, 572; G. V, 571.
läppische Lustspielcharaktere F. II, 380; G. I, 417.
Last des Lebens F. V, 131; G. IV, 145.
Lasten und Leiden F. III, 696; G. II, 713.
Lastträger des Lebens F. VI, 73; G. V, 83.
Leben und Liebreiz F. VI, 407; G. V, 399.
entlehnt und erlernt F. II, 535; G. I, 575.
lehrreich und lesenswerth F. III, 25; G. II, 31.
Leiden des Lebens F. III, 734; G. II, 752 (beabsichtigt! denn kurz zuvor steht: Wendung des Willens).

Gelenkigkeit und Leichtigkeit F. III, 158; G. II, 166.
Leser und Lober G. N. IV, 282.
Liebe zum Leben F. III, 610; G. II, 626.
lieber fein leise umschlichen (–́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑) F. IV, E., 67; G. III, 446. fein leise . . . erschleichen F. V, 203; G. IV, 218.
loben und lieben F V, 447; G. IV, 470 (cf. beliebt!)
die Masse und Menge F. VI, 63; G. V, 71.
die groſse Masse des Menschengeschlechts F. V, 160; G. IV, 174.
Menge und Mannigfaltigkeit F. VI, 55; G. V, 63.
alles Mitleid und alle Menschlichkeit F. VI, 350; G. V, 341.
nordische Nüchternheit F. VI, 418; G. V, 410.
nützlich und nöthig F. VI, 625; G. V, 622.
die orthodoxen Ochsen in Oxford F. VI, 164; G. V, 170.
Peitschenknallen und Prügelkriegen (möchte Schopenhauer zu einem unzerreiſsbaren nexus idearum in den Köpfen der Fuhrleute formen) F. VI, 681; G, V, 681.
plumpe Possen F. VI, 73; G. V, 82.
plumpes und plattes Judenthum F. VI, 414; G. V, 406.
Pretiosität und Prätensiotät F. II, XXV; G. I, 23.
Prunk und Pracht G. N. IV, 336.
raffiniren, reizen sie G. N. IV, 148.
Rang und Reichthum F. V, 335, 364; G. IV, 357, 387; Rang oder Reichthum F. V, 337; G. IV, 359; Reichthum oder Rang F. V, 363; G. IV, 386; Reichthum, Rang F. VI, 231; G. V, 221.
Rang, Ruhm F. V, 375; G. IV, 398.
rascher und richtiger F. III, 430; G. II, 442.
rein und richtig F. III, 617; G. II, 633; compar.: F. III, 316; G. II, 326. Reinheit und Richtigkeit F. III, 155; VI, 375; G. II, 163; V, 367.
Schaam und Schande F. VI, 339; G. V, 331.
Schande und Schmach F. VI, 436; G. V, 427.
scharf oder stumpf F. VI, 79; G. V, 87.
Schimpf und Schande F. V, 410; G. IV, 432; N. II, 147.
nicht erschlichen noch erschlossen F. II, 597; G. I, 639.
Schreiben und Streiten F. IV, Wi., 5; G. III, 205.
schwach und schlaff F. I, S. F. 91; VI, 128 (dieselbe Stelle! Frauenstädt hat merkwürdigerweise einen ganzen Passus zweimal gebracht); G. VI, 107.
schwach und schwank F. II, 379; III, 265; G. I, 410; II, 274.
erschwert und geschwächt F. VI, 579; G. V, 579.

sechs Sachen F. VI, 578; G. V, 578.
sehn und seyn (stellt SCHOPENHAUER gern gegenüber; so: F. III, 667; V, 510, 510f.; G. II, 684; IV, 534).
sekundär und subsidiärisch F. III, 375; G. II, 386.
Sorge und Sucht F. V, 377; G. IV, 400.
Spott und Spiel jedes Buben F. VI, 230; G. V, 220.
Staatsphilosophie und Spaaſsphilosophie F. V, 169; G. IV, 183.
Starrheit und Schwere (sehr oft bei der Betrachtung der Baukunst F. II und III; G. I und II).
steife Staatskleider F. II, 291; G. I, 327.
still und beschämt zurückschleichen F. II, 35; G. I, 65.
durch jeden Streich und jeden Schlich F. V, 350; G. IV, 373.
Stumpfheit und Schlafmützigkeit F. VI, 578; G. V, 579.
ein Tappen und Tasten im Dunkeln F. V, 215; G. IV, 231.
tausend Enttäuschungen und Thorheiten F. V, 455f.; G. IV, 479.
Traum oder Trug G. N. III, 162.
ein träumerisches Taumeln F. II, 379; G. I, 416.
trübes und träges Bewuſstsein F. VI, 365; G. V, 356.
ungehudelt und unbesudelt G. N. II, 125.
ungeladen und ungemeldet F. V, 436; G. IV, 459.
ohne Vielheit und Verschiedenheit F. VI, 305; G. V, 296.
deutsch verschnebelt und vernebelt F. VI, 427; G. V, 418.
ein allmäliges Verschwinden und Verschweben F. III, 536; G. II, 550.
mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüstet F. VI, 650; G. V, 649.
Wahrheit und Weisheit F. III, 77; G. II, 83.
Wahrheit und Wichtigkeit F. VI, 190, 576; G. V, 195, 575.
er wandle den Weg G. N. IV, 326.
Wechsel und Wandel F. V, 341; G. IV, 364; Wandel und Wechsel G. N. II, 57. Wandel, Wechsel, Werden G. N. III, 124. Werden, Wechsel und Wandel F. III, 265; G. II, 274.
Wendung des Willens (parallel zu: Leiden des Lebens) F. III, 734; G. II, 752.
alle Wendungen und Windungen F. V, 224; G. IV, 240.
Werth und Wahrheit F. II, 524 (zweimal); V, 146; G. I, 564f., 565, IV, 161.
Werth und Würde F. V, 492; VI, 216; G. IV, 517; V, 206.
unseres eigenen Wesens und Willens F. VI, 323; G. V, 315.
das wahre Wesen und Wirken der Natur F. II, 125; VI, 353; G. I, 157; V, 344 und öfter.

mit dem Wesentlichsten und Wichtigsten F. VI, 667; G. V, 666.
Widerschein und Widerhall F. V, 235; G. IV, 252.
Winden und Weben G. N. IV, 339.
in rastlosem Wirbel und Wechsel F. VI, 304; G. V, 295.
wirklicher und wahrer F. III, 476; G. II, 489; Wirkliches und Wahres G. V, 384; G. IV, 408.
blofse Zahlen und Zeichen F. I, S. F., 90; VI, 128 (dieselbe Stelle); G. VI, 106.
zerfetzen und zerstückeln G. N. II, 153.
zerfetzt, zerzaust und zerfleischt G. N. II, 128.
zugleich und zusammen F. III, 364; G. II, 376.
blofser Zuschauer und Zeuge F. VI, 250; G. V, 241.

Es ist interessant, zu beobachten, dafs unter den aufgeführten Alliterationen noch keine in Schopenhauers Dissertation vorkommt. — Weitaus die meisten Verbindungen weist der II. Band der Parerga auf. Ihm folgen der I. Band der Parerga und sodann der II. und I. Band des Hauptwerks.

Die Alliterationen, die Schopenhauer in seinen Gedichten anwendet, sind leicht aufzufinden; ich führe sie deshalb nicht an.

VI. Wortspiele.

F. II, XXIX; G. I, 27: Ich kann „nur rathen, dabei (bei dem Schweigesystem) zu bleiben und damit fortzufahren, so lange es geht, so lange bis nämlich einst aus dem Ignoriren die Ignoranz abgeleitet wird."

F. I, Wu., 22; G. III, 23: „Eigentlich aber ist es die Absicht, welche bei ihm (Kartesius) die Einsicht verfälscht."

F. I, Wu., 24; G. III, 37: „Er geräth also in diesen Cirkel, dafs er einen Beweis der Berechtigung, einen Beweis zu fordern, fordert." Man möchte sagen, dafs man sich mit diesem Satze selbst im Zirkel herumgedreht fühlt.

F. I, Wu., 51; G. III, 64: „In der Professorenphilosophie der Philosophieprofessoren."

F. I, S. F., 10; G. VI, 24: „Es betastet was es sieht, besieht was es betastet."

F. III, 67; G. II, 73: „Ich füge hinzu, dafs, um im wirklichen Leben überlegen zu seyn, überlegt seyn . . . die unerläfsliche Bedingung ist."

F. III, 597; G. II, 613: „Es ist unwahrscheinlich, daſs das Unwahrscheinliche nie geschehe."

F. VI, 486; G. V, 479: „Mit dem nicht geschmackvoll gewählten Ausdruck Geschmack . . ."

VII. Einige Antithesen.

F. II, XXVf.; G. I, 24: „Geboren hinter den breiten, hohen, schön gewölbten Stirnen, unter welchen strahlende Augen hervorleuchten, kommen sie (die Gedanken auſserordentlicher Geister), wenn versetzt in die enge Behausung und niedrige Bedachung der engen, gedrückten, dickwändigen Schädel, aus welchen stumpfe, auf persönliche Zwecke gerichtete Blicke hervorspähen, um alle Kraft, um alles Leben."

Eine dreimalige Antithese bietet folgender Satz F. II, 271; G. I, 306: „Umgekehrt . . . wird Geistesarmuth, Verworrenheit, Verschrobenheit sich in die gesuchtesten Ausdrücke und dunkelsten Redensarten kleiden, um so in schwierige und pomphafte Phrasen kleine, winzige, nüchterne, oder alltägliche Gedanken zu verhüllen, demjenigen gleich, der, weil ihm die Majestät der Schönheit abgeht, diesen Mangel durch die Kleidung ersetzen will und unter barbarischem Putz, Flittern, Federn, Krausen, Puffen und Mantel, die Winzigkeit oder Häſslichkeit seiner Person zu verstecken sucht. So verlegen wie dieser, wenn er nackt gehen sollte, wäre mancher Autor, wenn man ihn zwänge, sein so pomphaftes, dunkles Buch in dessen kleinen, klaren Inhalt zu übersetzen."

F. III, 400; G. II, 412: „Man müſste denken, daſs Wunder was daran gelegen sei, ob Einer etliche Jahre früher dahin gelangt, wo er, nach einer ephemeren Existenz, Billionen Jahre zu seyn hat."

F. III, 565; G. II, 579: „Man könnte zwar behaupten, daſs unser Wesen an sich nach dem Tode fortdauere, weil es falsch sei, daſs es untergienge; aber eben so gut, daſs es untergienge, weil es falsch sei, daſs es fortdauere."

F. III, 622; G. II, 638: „Jugend ohne Schönheit hat immer noch Reiz: Schönheit ohne Jugend keinen."

F. III, 664; G. II, 682: „Wir trösten uns über die Leiden des Lebens mit dem Tode, und über den Tod mit den Leiden des Lebens."

F. III, 690; G. II, 707: „Jedes Ich ist von Innen gesehen, Alles in Allem; von Aufsen gesehen hingegen, ist es nichts.“

F. V, 513; G. IV, 537: „Wann wir jung sind, vermeinen wir, dafs die in unserm Lebenslauf wichtigen und folgereichen Begebenheiten und Personen mit Pauken und Trompeten auftreten werden: im Alter zeigt jedoch die retrospektive Betrachtung, dafs sie alle ganz still, durch die Hinterthür und fast unbeobachtet hereingeschlichen sind.“

VIII. Oxymora.

Die Methode des Eukleides — „eine sehr glänzende Verkehrheit“; F. II, 84; G. I, 116.

Fromme Unredlichkeit; F. III, 439; G. II, 451 (wohl eine Erinnerung an das bekannte pia fraus, das Schopenhauer auch F. VI, 360; G. V, 351 zitiert).

Fideles Silentium; F. IV, Wi., XIII; G. III, 184.

„Diese indecente Nymphe“ (die nackte Wahrheit); F. IV, Wi., 146; G. III, 342.

Die göttliche Grobheit; F. V, 396; G. IV, 419.

Diese ernsthafte Posse (das ritterliche Ehrenprinzip); F. V, 414; G. IV, 436.

In ausgezeichnet schlechtem Latein (wurden die Disputationen gehalten); F. VI, 28; G. V, 34.

Mit widerwärtiger Naivetät; F. VI, 65; G. V, 73.

Schlaue Tugend; F. VI, 232; G. V, 223.

Ein brillanter Fehlgriff; G. VI, 275.

Musterhafter Unsinn (zu Fichte); G. N. III, 107.

Höchst lesenswerther Unsinn (zu Schelling); G. N. III, 146.

IX. Ausgewählte Personifikationen.

F. II, 174f., G. I, 207: „Beständig mufs die beharrende Materie die Form wechseln, indem, am Leitfaden der Kausalität, mechanische, physische, chemische, organische Erscheinungen, sich gierig zum Hervortreten drängend, einander die Materie entreifsen, da jede ihre Idee offenbaren will.“

F. II, 374; G. I, 411: „Jetzt aber, da Platz geworden, tritt sogleich dieser fertige Stoff heran und nimmt den Thron der

herrschenden . . . Besorgnifs des Tages ein: wenn er nun auch, der Materie nach, sehr viel leichter ist, als der Stoff jener verschwundenen Besorgnifs, so weifs er sich doch so aufzublähen, dafs er ihr an scheinbarer Gröfse gleichkommt und so als Hauptbesorgnifs des Tages den Thron vollkommen ausfüllt."

F. II, 443; G. I, 482: „Die Freuden lügen dem Wunsche, sie wären ein positives Gut."

F. II, 574; G. I, 615f.: „Dieser nämlich (der kosmologische Beweis), in Folge des ihm von Kant gemachten Prozesses, aller Rechte verlustig und vogelfrei erklärt, darf sich in seiner wahren Gestalt nicht mehr zeigen, tritt daher in allerlei Verkleidungen auf, bald in vornehmen, bemäntelt durch intellektuale Anschauung, oder reines Denken, bald als verdächtiger Vagabunde, der was er erlangt halb erbettelt, halb ertrotzt, in den bescheideneren Philosophemen."

F. III, 17; G. II, 23: „Eine Physik, die sich bei jedem Schritt nach einer Metaphysik sehnt."

F. III, 252; G. II, 261: „In der ersten Lebenshälfte lacht meistens das Heute über das Gestern, ja sieht wohl gar verächtlich darauf hinab; in der zweiten hingegen mehr und mehr mit Neid darauf zurück."

F. IV, Wi., 8; G. III, 208: „Die Wahrheit hängt von keiner Gunst oder Ungunst ab und hat Niemanden um Erlaubnifs zu bitten: sie steht auf eigenen Füfsen, die Zeit ist ihr Bundesgenosse, ihre Kraft ist unwiderstehlich, ihr Leben unzerstörbar."

F. IV, E., 274; G. III, 654: „In allen Jahrhunderten hat die arme Wahrheit darüber erröthen müssen, dafs sie paradox war: und es ist doch nicht ihre Schuld. Sie kann nicht die Gestalt des thronenden Irrthums annehmen. Da sieht sie seufzend auf zu ihrem Schutzgott, der Zeit, welcher ihr Sieg und Ruhm zuwinkt, aber dessen Flügelschläge so grofs und langsam sind, dafs das Individuum darüber hinstirbt."

Den Willen personifiziert Schopenhauer sehr oft, nicht ohne Grund; bedeutet er ihm doch ein Einzelwesen. Ich führe nur eine Stelle an: „Der Wille würde es nicht aushalten, eine Unendlichkeit hindurch das selbe Treiben und Leiden, ohne wahren Gewinn, fortzusetzen, wenn ihm Erinnerung und Individualität bliebe. Er wirft sie ab, dies ist der Lethe, und tritt, durch diesen Todesschlaf erfrischt und mit einem andern Intellekt ausgestattet, als ein neues Wesen wieder auf." F. III, 574; G. II, 589.

X. Ausgewählte Metaphern.

„Die vierfache Wurzel vom Grunde."

Das Gewebe unserer Gedankenwelt F. I, Wu., 115; G. III, 132.

Ich habe . . . die praktische Vernunft mit ihrem Imperativ, unter das anatomische Messer genommen. F. I, Wu., 121; G. III, 138.

Kant hat die Beweise (vom Dasein Gottes) mit dem ganzen Gewicht der Vernunftkritik zermalmt. F. I, Wu., 124; G. III, 141.

Das Christenthum . . . hat Indisches Blut im Leibe. F. I, Wu., 128; G. III, 145.

Die Winternacht des finstersten, im starrsten Kirchenglauben befangenen Jahrhunderts. F. II, XVIII; G. I, 17f.

Durch den Unsinn der Hegelei verrenkte Köpfe. F. II, XXV; G. I, 24.

Die Gedanken . . . außerordentlicher Geister können die Filtration durch den gewöhnlichen Kopf hindurch nicht vertragen; ibidem.

Die Maschinerie und Fabrikation des Gehirns F. II, 33; G, I, 63.

Der durch Vernünfteln verschrobene Geist. F. II, 17; G. I, 47.

Der Materialismus trägt . . . schon bei seiner Geburt den Tod im Herzen. F. II, 35; G. I, 65.

Jeder Irrthum trägt ein Gift in seinem Innern. F. II, 42; G. I, 72.

Wie muſs nicht . . . die Zeit mit ihrer einen Dimension sich quälen, um die drei Dimensionen des Raumes wiederzugeben! F. II, 65; G. I, 96.

Ein . . . auf Nadelspitzen einherschreitender Kantischer Beweis. F. II, 80; G. I, 112.

Der auf Stelzen einherschreitende logische Beweis. F. II, 91; G. I, 122.

Das Licht der Erkenntniſs dringt in die Werkstätte des blindwirkenden Willens. F. II, 180; G. I, 213.

Ein hungriger Wille. F. II, 183; G. I, 216.

Der Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens. F. II, 231; G. I, 266.

Ein gebrochener Wille. F. II, 241; G. I, 275.

Nur dadurch, daſs Schmerz oder Freude von der Zukunft borgten, konnten sie so abnorm erhöht werden. F. II, 373; G. I, 410.

Das eigene Selbst, dieser Tropfen im Meer. F. II, 392; G. I, 429.

In der That steht alles zeitliche Glück und wandelt alle Klug-

heit — auf untergrabenem Boden. F. II, 417; G. I, 455; cf. N. IV, 410!

Der aus der läuternden Flamme des Leidens plötzlich hervortretende Silberblick der Verneinung des Willens zum Leben. F. II, 464; G. I, 503.

Gänzliche Meeresstille des Gemüths. F. II, 486; G. I, 526.

Der Verstand, der seine Fühlfäden in die Aufsenwelt streckt. F. III, 30; G. II, 36.

Das Getast bleibt ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter. F. III, 32; G. II, 38.

Der denkende Geist ist mit dem Auge in ewigem Frieden, mit dem Ohr in ewigem Krieg. F. III, 33; G. II, 39.

Weisheit und Genie, diese zwei Gipfel des Parnassus menschlicher Erkenntnifs. F. III, 80; G. II, 86f.

Sich am Lesen bis zur Unverdaulichkeit überfressen. F. III, 85; G. II, 92.

Die Meinungsverleiher von Profession, also Journalisten. F. III, 98; G. II, 105.

Man könnte den Humor den doppelten Kontrapunkt der Ironie nennen. F. III, 109; G. II, 117.

Der Krötengang seines Denkens. F. III, 158; G. II, 167.

Die Priester: die Monopolisten und Generalpächter des metaphysischen Bedürfnisses des Menschen. F. III, 178; G. II, 187.

Das Gewehrfeuer des Skeptizismus und das schwere Geschütz der Kritik der reinen Vernunft. F. III, 185; G. II, 194.

Jener seltsame Zwitter oder Kentaur, die sogenannte Religionsphilosophie; ibidem; cf. F. V, 155; G. IV, 169!

Eine . . . Schwungkraft des Intellekts. F. III, 422; G. II, 434.

Das gänzliche Schweigen des Willens. F. III, 433; G. II, 435.

Der schwere Erdenäther der Bedürftigkeit F. III, 444; G. II, 457.

Der Geniale, dessen innere Quaal der Mutterschoofs unsterblicher Werke ist. F. III, 446; G. II, 459.

Die Vervielfältigungsgläser Zeit und Raum. F. III, 578; G. II, 593.

Eine blofs aus der Luft gegriffene Fratze. F. III, 608; G. II, 624.

Uebersinnliche Seifenblasen F. III, 613; G. II, 629.

Der Pendelschwung der Meinung. F. III, 677; G. II, 694.

Das Pendel der Meinung. F. IV, Wi., 107; G. III, 303.

Die transsscendentale Aesthetik, dieser Diamant in Kants Krone. G. IV, Wi., XXI; G. III, 191.

Der verschlammte Kanal des alten Dogmatismus. F. IV, Wi., XXII., G. III, 192.

Ein überaus flacher Blick. F. IV, Wi., 109; G. III, 105.

Den geraden Verstand der jungen Leute schief und krumm biegen. F. IV, E., XXI., G. III, 363.

Das Senkblei der gewöhnlichen Ethik. F. IV, E., 128; G. III, 508.

Eine Kubiklinie Absicht wiegt mehr, als eine Kubikruthe Einsicht. F. IV, E., 163; G. III, 545.

Sätze, die auf einer Nadelspitze balanciren. F. IV, E., 185;
Stelzbeinige Maximen. G. III, 566.

Eine längst explodirte Erfindung aus der Kindheit der Philosophie F. IV, E., 252; F. III, 634; cf. explodirte Beweise, F. V, 199; G. IV, 214!

Der explodirte und proskribirte kosmologische Beweis. F. V, 122; G. IV, 137.

Die Wunderkinder, die Früchte der Treibhauserziehung. F. V, 518; G. IV, 542.

Der durchsichtige Lappen palpabelster Lügen in Präsidentenreden. F. VI, 260; G. V, 251.

Die dürre Mumie einer Erinnerung. F. VI, 309; G. V, 300.

Der Eid ist die metaphysische Eselsbrücke der Juristen. F. VI, 378; G. V, 370.

Poetische Wassersuppen. F. VI, 466; G. V, 459.

Musikfetzen aus allen Tonarten. F. VI, 530; G. V, 523.

Die vergröfsernde Brille der Phantasie. F. VI, 628; G. V, 626.

In der Brühe seiner eigenen Gedanken und Empfindungen schwimmen. F. VI, 675; G. V, 674.

Ungewaschene Einfälle. G. N. IV, 54.

Mumisirte Anschauungen. G. N. IV, 270.

XI. Die Vergleiche in den beiden Bänden des Hauptwerkes.

Schopenhauer sagt einmal: „Alle grofsen Köpfe haben stets in Gegenwart der Anschauung gedacht . . . Man erkennt dies . . . an der Neuheit der Bilder, und dem Schlagenden der Gleich

nisse."[1] Es wäre daher wohl angebracht, dafs seine Vergleiche, auf die SCHOPENHAUER so viel Wert legt und so stolz ist, einmal einer besonderen Behandlung gewürdigt würden. Möge die kleine Sammlung, die ich hier folgen lasse, eine Anregung dazu bieten!

Ich mufs mich infolge der ganz enormen Anzahl seiner Bilder, Gleichnisse usf. hier nur auf die beiden Bände seines Hauptwerkes beschränken und bringe nur eine Einteilung der Vergleiche nach möglichst umfassenden Rubriken. Und zwar führe ich, wenn ich so sagen darf, immer nur die rechte Seite der Gleichung auf, nenne also die Dinge, die SCHOPENHAUER Symbole waren, und die er enträtselte. Handelt es sich um Analogien, so bezeichne ich die rechte Seite einer solchen Gleichung stets durch: „Verhältnis von . . . zu . . .".

1. Licht — Schatten — Farbe.

die Sonne;

Licht der Sonne und des Mondes;

Eintritt der Sonne;

erste Morgendämmerung und die Strahlen des vollen Mittags;

Morgenglanz;

ein immerwährender Mittag;

der Sonnenuntergang;

Furcht der Sonne vor ihrem eigenen Untergange;

das Verschwinden der Welt beim Eintritt der Nacht;

die Sonne, die nur leuchtet, wenn ein Gegenstand da ist, von dem ihre Strahlen zurückgeworfen werden;

die Finsternis des Sonnenkörpers selbst;

Leuchtvermögen der Sterne erst nach Untergang der Erdensonne;

Unwirksamkeit des Mondes, wenn die Sonne am Himmel steht;

Unvermögen des Mondes, das Leuchten der Sonne zu hindern;

das Hervortreten der Sonne aus Winterwolken;

das Verblassen von Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne;

Sichtbarwerdung des Lichts durch die es zurückwerfenden Körper;

Begleitung des vollen Lichts durch die allmählichen Gradationen aller Halbschatten;

[1] F. III, 78; G. II, 84.

Verschwinden der Halbschatten mit dem vollen Lichte;
Wärme und Licht;
ein ganz plötzlich aufgegangenes Licht;
der verschiedene Grad der Helle in Zimmern;
Dämmerlicht (Dämmerung);
eine kleine dunkle Wolke, die der Wind über die besonnte Fläche treibt;
Schatten;
der letzte glimmende Funke;
Nacht;
eine Laterne;
das Auslöschen der Laterne, wenn sie ihren Dienst geleistet hat;
die Verunreinigung der Flamme durch ihr Brennmaterial und seinen Rauch;
Reflex;
Durchleuchtung;
Abbleichung;
die Begleitung des Körpers durch seinen Schatten;
Verhältnis von Beleuchtetem zum Licht;
Verhältnis von Schatten zu Gegenständen;
Forderung der roten Farbe durch die grüne;
Verschiedenheit von weifs und schwarz.

2. Optik — Auge.

Spiegel;
unebene Spiegel;
Vergröfserungsspiegel;
der Untergang der Bilder im Spiegel, wenn man ihn zerschlägt;
Nichterschöpfung der Kraft des Spiegels durch die Zahl der Sonnenbilder, die er nacheinander auf die Wand wirft;
Verhältnis vom Wasserspiegel zu den abgespiegelten Gegenständen;
Brennpunkt (Fokus);
Fokus und Hohlspiegel;
Konzentrierung der Strahlen in einem inneren Brennpunkt bei Konvexspiegeln;
Zusammenziehung der Sonnenstrahlen im Fokus des Brennglases;

Brennpunkt und nach ihm konvergierende Strahlen;

das Verhältnis des Bildes im Fokus des Hohlspiegels zu diesem selbst;

Stöfse eines Hohlspiegelphantoms gegen einen festen Körper;

der Wilde, der zum ersten Male einen Spiegel erblickt;

der Spiegel beim Rasieren;

Welle und Spiegel (Trübung);

camera obscura;

eine Laterna magica (Zauberlaterne);

das Kaleidoskop (Guckkasten);

das Sehen durch ein schlechtes Fernrohr;

Vertauschung eines schlechten Fernrohrs gegen ein gutes;

ein Teleskop mit einem sehr engen Gesichtsfelde;

das Verhältnis der zahllosen Sterne des Himmels zum engen Gesichtsfeld des Teleskops;

die Brauchbarkeit eines Sternteleskops im Theater;

Zusammensetzung eines achromatischen Objektivglases;

der optische Horizont;

der Prospekt;

das Auge;

das Weltauge;

Fähigkeit des Auges, alles zu sehen, nur sich selbst nicht;

Äufserung der Sehkraft des Auges am Lichte;

die Blindheit des Eintrittspunktes des Sehnerven auf der Netzhaut;

ein leerer Fleck;

Abstumpfung der Augen durch Lesen im Mondschein;

eine Staroperation;

das Erscheinen eines bleibenden Kreises, wenn ein Funke schnell gedreht wird;
eines beharrenden Dreiecks, wenn eine Feder schnell vibriert;
einer Spindel, wenn eine Saite schwingt;

die Vervielfältigung eines Bildes durch die Facetten eines Glases;

ein höchst verständiger Blinder, der eine Farbentheorie kombiniert;

das Winken des Auges;

Unmöglichkeit, dafs ein Mann von sechs Fufs Höhe nicht merke, dafs er die andern überragt;

die Aussicht von einem hohen Berge und die Betrachtung der Natur, wenn wir zwischen ihren Bäumen, Pflanzen, Felsen und Gewässern umhergehen.

3. Die Natur.

Die wirkliche Natur und eine Theaterdekoration;
die Naturkräfte;
das Verstehen der Natur auf halbem Worte;
Wolkengebilde;
die Figuren der Wolken;
das Bestreben, in den Wolkengebilden Gruppen von Menschen und Tieren zu sehen;
im Winde bewegte Wolken;
der Nebel;
der Wind;
die unerschütterte Ruhe des Sonnenstrahls vorm Sturmwind, der ihn durchschneidet;
die unbewegliche Ruhe des Regenbogens über den zerstäubenden Tropfen des Wasserfalls;
der Archäus;
der Montblanc;
vergebliches Laufen nach dem Punkte, wo die Wolken den Horizont berühren;
eine Winternacht;
der Mai;
der Kampf der Individuen.

4. Wasser — Meer — Schiffer.

Das Wasser in Teich und Fluſs;
ein Wasser von einiger Tiefe;
die Quelle;
der Strom;
Strom und Felsen;
die Strudel, Wellen und Schaumgebilde des Baches;
die Flüchtigkeit des Wassers im Bache;
die Beharrlichkeit der Strudel im Bache;
die Tropfen des Wasserfalls;
ein Tropfen im Ozean;

ein Meer voller Klippen und Strudel;
Ebbe und Flut;
abgeleitete Kanäle;
Wasser aus der Quelle und dem Aquädukt;
der einstige Wechsel des Meeresbettes als zwischen unserer jetzigen Erdoberfläche und jener, deren Organisationen sich uns versteinert zeigen;
das Rauschen des Meeres;
die Bäume und Blumen des Eises an der Fensterscheibe;
der Schiffer mit seinen nautischen Apparaten;
der Schiffer auf einem Kahn im tobenden Meere;
Hinablassung des Senkbleis ins tiefe Meer.

5. Weg — Wandern — Rast.

Zwei verschiedene Wege, die zu einem Ziele führen;
ein Irrweg;
Schleichwege;
Wegbahnung;
Einfahrt mit vier Pferden;
Zusammenschrumpfung des Weges für das Auge des zurücksehenden Wanderers;
Fortkriechen auf dem Boden;
die Weltumsegelung;
ein Fehltritt;
eine Kreisbahn aus glühenden Kohlen mit einigen kühlen Stellen;
die schmale Straße;
Brücken;
Ufer und Brücken;
eine Eselsbrücke;
ein Schlund;
ein Hindernis;
ein sicheres Gehen auf festem Boden;
Ausgleiten von Hand und Fufs wider Willen;
eine Höhe, von der man nur durch Fall wieder herab kann;
der Fall von einer solchen Höhe;
der Gipfel einer Höhe;
der Führer;
eine Kluft;

die Grenze (der Grenzstein);
das Ende der Welt;
Leute, die meinen, geradeaus gehend das Ende der Welt zu erreichen;
der Horizont;
die Rast auf einem erworbenen Eigentum;
die gemeinschaftliche Reise eines Reiters und Fufsgängers;
ein Wanderer, der nachts einen hellen Weg für Wasser hält;
ein Flug;
das Flügelschlagen, um davonzufliegen.

6. Aus dem Mineralreich.

Der Granit;
Cement;
ein Meteorstein;
ein Steinbruch;
das Gold im Erze;
ein Probierstein;
das Vorkommen der unedlen Metalle nur im vererzten Zustande;
der Durchschnitt eines Marmors;
der Marmor als Material des Bildhauers;
ein Marmorblock, dem man die menschliche Gestalt aufgezwungen hat;
Verhältnis der Bausteine zu Diamanten;
Verhältnis eines gläsernen Bechers zu einem metallenen;
das Hervorspringen des Funken aus Stahl und Stein;
ein glücklicher Fund und die weitere Verfolgung seiner Ader.

7. Aus dem Pflanzenreich.

Boden — Wurzel — Stamm — Äste — Blatt — Krone — Blüte — Frucht;
Äste, Stamm und Wurzel als Voraussetzung der Blüten des Baumes;
die Blüte und der Boden, dem sie entspriefst;
der Zweig auf dem gepfropften Baume;
Propfung; Propfreifs;
Wurzel und Nährboden;
der Wurzelpunkt;

Sprofs;
Kern — Schale — Hülsen (leere Hülsen);
Gipfel und Krone;
die regelmäfsigen Früchte des Bodens;
zertretene Keime;
die Pflanze (ein durchgeführter Vergleich);
der Baum als Darstellung eines und desselben Triebes;
der innere Zug des Baumes (die innere, geheime, treibende Kraft);
Parasiten;
ein Blatt, das vom Baume ernährt wird und ihn zu ernähren beiträgt;
das Abschneiden des Blattes vom Baume;
eine zum Lichte strebende Pflanze;
die Blüte oder der reine Ertrag;
das Verhältnis der gesamten langsamen Vegetation der Pflanze zur Frucht;
ein Palmbaum;
ein Lotus;
Runkelrüben;
Unkraut unter dem Weizen;
ein wildes Kraut;
exotische Pflanzen, die im Winter des Treibhauses bedürfen;
Feigen und Datteln, die im trockenen Zustande genossen werden;
das Schneiden aus ganzem Holze;
Aufbewahrung der Essenz der Blumen, nicht der Blumen selbst.

8. Aus dem Tierreich.

Eulen und Fledermäuse bei der Nacht;
sehende und augenlose Tiere;
Polypen;
das Eichhörnchen im Rade;
eingefangene Elefanten;
Larven;
Eier — ein bebrütetes Ei;
Puppen (Verpuppung);
Sperlinge, die die reifsten Früchte nicht verfehlen;
ein eigenes Tier;

ein animal compositum;
der Floh im Sonnenmikroskop;
ein Lockvogel;
das Gewebe der Spinne;
der sechste Sinn der Fledermäuse;
Tötung der Drohnen durch die Bienen;
hohle Floskeln;
Zügel und Gebifs eines unbändigen Rosses;
die Fühlhörner;
das Verhältnis des frei beweglichen, ja geflügelten Tieres zu der an ihren Felsen gekitteten Muschel;
Schlaf und Tod der Fliege;
Verstummen des Vogelgesangs, sobald die Eier gelegt sind;
das Wohlbefinden des Fisches im Wasser, des Vogels in der Luft, des Maulwurfs unter der Erde;
die Biene, die sehr viel mehr Honig sammelt, als sie verzehren kann;
die Sorgfalt, mit der ein Insekt eine Zelle oder Grube oder ein Nest bereitet, sein Ei hineinlegt, nebst Futter für die im kommenden Frühling daraus hervorgehende Larve, um dann ruhig zu sterben;
die Sorgfalt, mit der ein Insekt eine bestimmte Blume oder Frucht oder Mist oder Fleisch oder eine fremde Insektenlarve aufsucht, um seine Eier nur dort zu legen;
Mangel der tierischen Erkenntnis des Zweckes bei der Zeugung;
die Einfältigkeit, mit der das Tier vor der menschlichen Handlung steht;
Abrichtung eines Bibers zu seinem Bau;
die Rolle des Reiters und Pferdes;
ein Klügling, der einem Manne, welcher auf einen Haufen Austerschalen im Hofe seines Nachbarn neidische Blicke wirft, sehr weise die gänzliche Unbrauchbarkeit der Schalen demonstrieren will.

9. Organismus.

Organismus;
ein lebendiger Organismus — ein totes Behältnis;
die Substanz;
das Sperma;
eine Spielart;

ein eigenschaftsloser Wechselbalg;
Verhältnis der Gattung zum Individuo;
Verhältnis eines Unsterblichen zu Sterblichen;
Verhältnis von Kopf zu Rumpf;
die vier Abstufungen der Wesen: Mineralreich, Pflanzenreich, Tierreich, Mensch.
die Verwandtschaft der organischen Wesen untereinander und zu der unorganischen Masse.

10. Medizin.

Eine bittere Arzenei;
das einzige radikale Heilmittel;
Palliativmittel;
Palliative und Quacksalbereien gegen die stets wieder hervorbrechende unheilbare Krankheit;
ein Vesikatorium;
Panakeion;
Universalrezept;
die Diätetik;
eine Geburt mittels Geburtszange;
Aftergeburten — monstrose Mifsgeburten;
eine Abnormität;
Kastration;
Amputation eines brandigen Gliedes und Ersetzung durch ein hölzernes;
eine Krücke für gesunde Beine;
ein Kranker, der sich ein Bein abschneidet, um mit Krücken zu gehen;
ein Kranker, der eine schmerzhafte Kur anwendet;
ein Kranker, der eine schmerzhafte Operation nicht vollenden läfst;
ein aufschreiender Kranker, dessen Geschwür der Arzt berührt;
die Aufbewahrung seiner eigenen Auswürfe.

11. Physiologie.

Die innere Analogie des Baues aller Tiere;
festwerdende Knochen;
die Verdauung;
Mischung der Säfte im tierischen Körper und die Sekretion;

ein verdauendes Wesen ohne Magen — der Glaube an eine Verdauung ohne Magen;

die Vorhergängigkeit des Magens vor der Verdauung;

der genossene (verschluckte) Bissen;

Assimilation im Organismus;

Reproduktion und Exkretion auf der zweiten Potenz;

geronnenes oder kristallisiertes Blut;

das Greifen ohne Hand;

das Greifen als Funktion der Hand;

das Abweichen des Individuums vom Typus der Spezies.

12. Psychologie.

Die Empfindung beim Versuch, sehr leichte Körper zu werfen;

unsere Unempfindlichkeit gegen die unglaublich schnelle Bewegung unseres Planeten;

die Unempfindlichkeit des Gehirns selbst;

Verhältnis unserer Sinnlichkeit zu etwaigen Eigenschaften der Körper, für die wir keinen Sinn haben.

13. Physik.

Die unorganische Natur;

Materie ohne Form und Qualität;

Kräfte und Qualitäten jedes Dinges, die bestimmt reagieren;

die Art und Weise, wie jeder Körper der erkenntnislosen Natur seine Eigenschaften entfaltet;

ein vollkommener Telegraph;

das Verhältnis der elektrischen Verteilung zur elektrischen Mitteilung;

die Voltasche Säule;

ihre Erschöpfung durch wiederholte Schläge;

der Kampf des Magneten mit der Schwere;

seine Stärkung durch diesen Kampf;

der negative Pol;

Anziehung des Eisens vom Magneten;

Schwankungen der Magnetnadel;

Wirkung latenter Wärme auf das Thermometer;

die Latenz der Wärme im kalten Wasser;

eine Skala;

Mechanik;

das Agieren mit Hebeln;

ein Faden — ein dünner Faden — ein Fädchen — ein zerrissener Faden;

ein momentaner Durchgang durch einen Punkt;

die Fallhöhe;

unser physischer Weg auf der Erde als Linie;

eine aus dem Gleichgewicht und ins Schwanken geratene Stange;

Pendel;

das Nichtaufhören der Schwere im rührenden Pendel;

der Springstock;

das Vehikel;

die Angel, um die sich etwas dreht;

eine Springfeder;

ein bleiernes Anhängsel an einem Körper;

ein Wagebalken;

ein bloſes Gewicht, das man beliebig bald in die eine, bald in die andere Wagschale legt;

die Gewichte auf dem Wagebalken;

Bewegung lebloser Körper nur durch Stoſs von auſsen;

das Zum-Stehen-Bringen eines Körpers, dessen Schwerpunkt auſser ihm liegt;

die Möglichkeit einer letzten physischen Erklärung für die Bewegung der gestoſsenen Kugel;

die Vorhergängigkeit der Körper vor ihrem Stoſs;

ein bewegter Körper und die ihn bewegenden Ursachen;

ein Körper, der nach allen Richtungen gleichmäſsig gezogen wird;

der Anstoſs, den in einer Physik eine Wirkung gibt, deren Ursache verborgen bleibt;

der Glaube, daſs die Laterne, die einer trägt, das primum mobile seiner Schritte sei;

die Unerträglichkeit des Hebens einer Last für einen schwachen Arm;

eine bloſse Flächenkraft;

ein Aerostat;

das Aufblasen einer Seifenblase;

eine unaufhaltsam aufgetriebene Seifenblase;

die Glieder einer herabhängenden Kette, deren oberstes Glied nicht sichtbar ist;

Uhrwerke;
die Unruhe in einer Uhr;
eine abschnurrende Uhr;
der Lauf einer Uhr (ausgeführtes Gleichnis);
eine Maschine (Maschinerie);
Bewegung einer Maschine;
eine nach Gesetzen der Mechanik konstruierte Maschine;
Maschinen, die zerhacken und durcheinandermengen, aber nicht verdauen können;
jemand, dem die Wirkungen einer Maschine gezeigt werden, dem aber ihr innerer Zusammenhang und ihr Getriebe vorenthalten wird.

13. Kosmos.

Die Sonne im Weltgebäude;
Planeten;
die stufenweise Entwickelung aus der Masse des Planeten;
der Eintritt eines Kometen in die Planetenbahnen;
der Nordstern;
das Oben auf der Erdkugel;
der Antipode;
Angst vor dem Heruntergleiten von der Erdkugel;
unsere Kenntnis der Schale des Erdkörpers, nicht seines Innern;
das Gefühl, als sei die Welt von heute.

14. Mathematik.

Messer und Mathematiker.
die reine Mathematik als Grundlage jedes Zweiges der angewandten;
eine geometrische Linie ohne Breite;
eine Linie, die auch Breite hat;
eine unendliche horizontal laufende Linie;
das Verhältnis einer geraden Linie zu mehreren neben ihr laufenden Kurven;
Unmöglichkeit, eine Fläche durch noch so weit fortgesetzte Ausdehnung je Kubikinhalt gewinnen zu lassen;
Zweifel an der Übereinstimmung der Winkel eines Dreiecks mit zwei Rechten;

die Winkel als die Regel der Zusammensetzung der Linien bei der Konstruktion des Triangels;

das Auffinden des Dreiecks aus zwei Seiten und einem Winkel;

die Beständigkeit der Eigenschaften eines Kreises;

ein endlos drehender Kreis;

die Punkte des Radius einer sich drehenden Scheibe;

die verschiedene Geschwindigkeit, welche die vom Zentrum ungleich entfernten Punkte einer drehenden Scheibe haben;

die Quadratur des Zirkels;

das Aufhören der Verschiedenheit der Radien einer Kugel im Mittelpunkt;

das Entstehen der Oberfläche an dieser Kugel durch das Enden und Abbrechen der Radien;

das Fortfliegen eines Punktes ihrer Oberfläche in die Tangente;

die Rückkehr jenes Punktes, auf dem Radius, zum Zentrum;

(ein sehr weit ausgeführtes Gleichnis);

der Mittelpunkt des Rades;

das ausdehnungslose Zentrum einer Sphäre;

zwei Kugelpole;

die Parabel des oberen und unteren umgekehrten Kegels;

das Unternehmen, den stereometrischen Gehalt eines Körpers in Quadratzoll auszudrücken;

das Verhältnis vom Körper zur Fläche;

das Verhältnis des Unendlichen zur Elementargeometrie;

ein Rechenexempel, das aufgeht;

ein Rechenexempel, das nie aufgeht;

eine Rechnungsprobe;

ein letzter Ansatz (die ultima ratio);

ein algebraisches Zeichen;

algebraische Gleichungen;

eine gar nicht wegzubringende unbekannte Gröſse in einer sonst vollkommen aufgelösten algebraischen Gleichung;

Mehrleistung bei einer algebraischen Gleichung, wenn man zwei, als wenn man nur eine bekannte Gröſse gegeben erhält;

das Finden der vierten Proportionalzahl aus drei gegebenen;

der Logarithmus;

einer, der die Höhe eines Turmes aus dessen Schatten miſst;

einer, der den Maſsstab unmittelbar ansetzt;

die irrationalen Verhältnisse in der Mathematik;

der Rest, den das irrationale Verhältnis zweier Gröfsen stets übrig läfst;

das Verhältnis eines Unendlichen zu einem Endlichen.

15. Chemie.

Die Aufgabe des Chemikers;
ein chemischer Niederschlag;
ein unauflöslicher Niederschlag (Residuum);
ein chemisches Reagens;
zwei chemisch zu prüfende Substanzen;
ein Surrogat;
die reinigende Lauge;
eine Verbrennung und Verzehrung;
ein Läuterungsprozefs;
Neutralisierung von Säure und Alkali zu einem Mittelsalz;
das Verhältnis der Basis zur Säure eines Mittelsalzes;
das Verhältnis vom Wein zum Weingeist;
der chemische Experimentator;
die Wiedergeltendmachung der Lehre der Alchimisten in der Chemie;
Umwandlung des Bleis in Gold.

16. Philosophie.

Hobbes' Rechtslehre;
die Scholastiker mit ihrer Verstrickung in abstrakte Begriffe;
das Dämonion des Sokrates;
die Seele;
der Schein in der anschaulichen Vorstellung;
die empirische Erkenntnis des Arztes;
Einfall der Körperwelt ins Bewufstsein von aufsen;
das Verhältnis der Erfahrung zur empirischen Wissenschaft;
ein quasi Bewufstsein;
das vernünftige Selbstbewufstsein des Menschengeschlechts;
eine Lücke im erinnernden Selbstbewufstsein eines Menschen;
das Rhapsodische unseres Gedankenlaufes;
notwendige Bestimmung des Urteils durch die Gründe;
Prämissen und Konklusion;
das Verhältnis vom Satz des zureichenden Grundes in der Logik zum Gesetz der Kausalität in der Natur;

das Verhältnis vom Ding zur Idee;
die Stufenfolge der Ideen;
die Voraussetzung der unteren Stufen für die höchste Stufe;
das Verhältnis des Gedankens zum Worte;
das Innewerden der Unbiegsamkeit fremder Charaktere durch die Erfahrung;
die Erzeugung unsterblicher Werke durch die Seele;
das Suchen des Steines der Weisen.

17. Philologie.

Ein Kompendium;
der Kommentator;
das Verhältnis vom Text des alten Klassikers zu seinem Kommentar.

18. Aus der Sage und Geschichte.

Der geschundene Marsyas;
die Schlange an der Wiege des Herkules;
Achill mit der verwundbaren Ferse;
das Labyrinth;
Theseus und Ariadne;
der behagliche Schläfer bei seiner auserwählten Magd in Odysseus' Haus, der sich aller Gedanken an die Penelopeia entschlägt;
die Vernichtung der Kraft, mit der der Arm des Odysseus vor 3000 Jahren den Bogen spannte;
die Rolle des Kalchas und der Kassandra;
das Spannen auf die Folter;
König David;
Einschnürung in Spanische Stiefel.

19. Mythologie.

Chronos;
das Lachen der Olympier;
das Schicksal über den Göttern bei den Alten;
die Götter Homers;
das Rad des Ixion;
das Sieb (Faſs) der Danaiden;
der ewig schmachtende Tantalus;

Thyestes, der sein eigenes Fleisch gierig verzehrt;
das Bett des Prokrustes;
Phineus, dem die Harpyien alle Speisen besudeln;
ein vielköpfiges Ungeheuer;
der vielgestaltige Proteus;
eine neckende Chimäre;
ein grämlicher Mentor;
Midasaussprüche;
das Toben eines eingesperrten bösen Dämons;
der Teufel mit dem Pferdefuſs;
der Schwefelgeruch in der Hölle;
ein Paradies — ein verlornes Paradies (Eden) — ein ganz vertrautes und doch fernes Paradies;
Blendwerk der Mâjâ.

20. Religion — Kultus.

Der Sabbat;
das Verhältnis des Alten Testaments zum Neuen Testament;
der gekreuzigte Heiland;
der gekreuzigte Schächer;
das Fasten;
heilige Aufbewahrungsgefäſse;
eine Reliquie;
das Verhältnis eines wohlgemästeten Benediktiners und Augustiners zu Franziskanern und Kapuzinern.

21. Magie.

Ein Orakel;
ein Zauberwort;
Zauberformel und herbeigerufener Geist;
ein Geisterzitierer.

22. Traum — Schlaf — Wachen — Schemen.

Träume (bloſse Träume);
ein wesenloser Traum — flüchtige Träume — der schwere Traum;
der Traum eines Bettlers — der glückliche Traum des Bettlers;
ein leichter Morgentraum;
der schwere Traum, aus dem wir zu erwachen haben;
das Erwachen aus einem Traum;

der träumende Leser;

Reden im Traum;

Besorgnis dessen, der im Traume dächte, es gäbe bloſse Träume ohne Träumenden;

die festere Einschläferung der Träumer;

die letzten Schläfer;

der Morgenschlummer;

der Schlaf für das Individuum;

das Wachseinkönnen unter der Bedingung, allnächtlich einzuschlafen;

natürliche Somnambulen;

eine magnetische Somnambule;

das Erstaunen des Nachtwandlers am Morgen über das, was er im Schlafe vollbracht hat (seine Einfältigkeit dabei);

das Erstaunen des Nachtwandlers über seine eigene Gestalt, die er im Spiegel erblickt;

ein Wahn — ein Wahn ohnegleichen;

eine flüchtige Erscheinung — ein flüchtiges Gebilde;

Wolkenkuckucksheim;

eine dunkle unbemerkte Nebelgestalt;

Nebelgestalten;

ein Gespenst;

ein gespensterhaftes Luftgebilde;

eine bloſse Geisterwelt;

der Wein, den Mephistopheles in Auerbachs Keller kredenzt.

23. Ästhetik.

Die Schönheit;

die Schönheit der nackten Körperform;

die bloſse Form;

das echte Kunstwerk;

ein Kunstwerk, das zugleich ein nützliches Werkzeug ist;

die Behauptung, jedes echte Kunstwerk müſste durch wohlüberlegte Anwendung ästhetischer Regeln entstehen;

ein geflügelter Engelskopf ohne Leib;

Kunstwerke, die nur in die Ferne wirksam sind.

24. Bildende Künste.

Bild — Abbild — Nachbild — Vorbild;

die Verkürzung in der Malerei;

die Auslöschung eines verzeichneten Strichs;

der Schattenrifs;

verzeichnete Figuren, falsche Perspektiven, fehlerhafte Beleuchtung in der Malerei;

die Landschaftsmalerei;

die Heilige Cäcilie von Raphael;

ein musivisches Bild und ein van der Werft oder Denner;

das Verhältnis der Porträtmalerei zur Historienmalerei;

eine köstliche, mit schönster Malerei geschmückte Vase, die als Kochtopf verbraucht wird;

Baukunst[1] und Wasserleitungskunst;

die Leistung der Baukunst für die Idee der Schwere;

der Gipfel einer Pyramide;

eine Ruine (ausgeführtes Gleichnis).

25. Poesie — Schriftstellerei — Literatur — Sprache.

Ein Märchen;

ein Dichter, der zuerst eine Ästhetik schreibt, um sodann nach ihr zu dichten;

die Diktion, das Metrum und der Reim in der Poesie;

eine Charakterschilderung;

menschliches Handeln als das bedeutendste Objekt der Poesie;

eine Paraphrase;

das Fortschreiben in demselben Stil;

Münchhausen;

die Dramen des Gozzi;

Holbergs theatralischer Kannengiefser, den man zum Bürgermeister gemacht hat;

der steinerne Gast im „Don Juan“;

Lessings Sohn;

ein Gedicht in einer unbekannten Sprache;

das Verhältnis des Worts zum Rätsel.

26. Drama — Bühne — Schauspieler — Zuschauer.

Ein Schauspiel;

ein Possenspiel;

[1] Schopenhauer zieht die Baukunst oft zu Anologien heran, wenn er von der Musik spricht; es ist mir unmöglich, alle aufzuführen. Ich verweise auf das dritte Buch seines Hauptwerks und die dazu gehörigen Ergänzungen im zweiten Bande.

Komödie und Tragödie;
ein Gaukelspiel;
das Widerspiel;
ein Vorspiel;

das Verhältnis des stummen Vorspiels im „Hamlet" zum Drama selbst;

das Schauspiel im Schauspiel, die Bühne auf der Bühne im „Hamlet";

Bühne — Schauplatz — Theater;
eine Rolle (eine übernommene Rolle);
eine Maske;
die abgeworfenen Maskenkleider;
ein dicht verlarvtes Wesen;
eine Travestie;
die Spieler;
ein Gliedermann;
das Spiel mit Puppen, die an Drähten gezogen werden;
der Direktor dieses Spiels;
das Seil, an dem die Puppen mittels Drähten hängen;
der Komplex dieser Drahtfäden;

ein unter grofsen Drahtpuppen des Mailänder Puppentheaters mitspielender lebendiger Mensch;

ein Taschenspielerstreich;
die Zuschauer — die kalten und anteilslosen Zuschauer;
das Beifallsklatschen.

27. Akustik — Musik — Tanz.

Die gespannte, gekniffende und zitternde Saite;
das Verhältnis der (vibrierenden) Saite zum Resonanzboden;
der Resonanzboden;
der Nachhall;
die Tonleiter;

das Verhältnis einer in regelmäfsigen Intervallen aufsteigenden Tonleiter zu einem Heulton;

eine anhaltende Vibration;
Terz — Quinte — Oktave;

das Verhältnis eines angeschlagenen Tones zu seiner zwei bis drei Oktaven tiefer gegriffenen Quinte;

die Identität des tiefsten noch hörbaren Tons der Harmonie mit dem zehn Oktaven höher liegenden gleichnamigen;

das Verhältnis der Klangfiguren zu den Tönen, deren Vibrationen sie darstellen;

eine willkürlich gewählte Tonart;
die Molltonart;
ein Mifston;
der Bafs, Tenor, Alt, Sopran;
der Grundton;

der Grundbafs (Generalbafs) (ein Lieblingsvergleich Schopenhauers);

durchgehender Grundbafs;
der Septimenakkord als Vermittler einer Tonart in die andere;
die Forderung des Grundakkords durch den Septimenakkord;
Verhältnis der Harmonie zu den einzelnen Stimmen;
die zwei Stimmen im Duetto;
ein Leierstück;
die Musiker im Orchester;
der Kapellmeister;
der Musaget;
die Tasten, auf denen gespielt wird;
die Aufspieler und der Tänzer;

ein Mensch, der zuerst sich ein Lied singt und hinterher danach tanzt;

einer, der tanzt, während ihn der Schuh drückt.

28. Spiel.

Das Spiel der Kinder;
ein zweckloses und darum unbegreifliches Spiel;
das Spiel der Kinder mit dem Gerät der Erwachsenen;
die Peitschen, die die Bewegung der Kreisel unterhalten;
der Tummelplatz;
das Würfelspiel;
ein Spiel mit offen hingelegten Karten;
die Schachfiguren nach beendigtem Spiel;

die durch Hebel, Räder und Sand getriebenen Spielzeuge, die ein Bergwerk oder einen ländlichen Betrieb darstellen.

29. Handwerk — Fabrik.

Schmied, Hammer und Amboſs;
ein Mäher;
ein Uhrmacher;
ein Genfer Arbeiter;
ein unberechtigter Arbeiter;
das Verhältnis des Hammers zum Schmied;
Werkzeug;
Fabrikware;
das Futteral;
ein Gefäſs — ein schwaches Gefäſs;
die geheime Werkstätte;
das Grundgewebe;
der Schluſs vom stillstehenden Spinnrade auf den Tod der Spinnerin.

30. Schrift — Druck — Buch.

Buchstaben;
Hieroglyphen;
chinesische Wortschrift;
Verbannung des η und ω aus dem Griechischen;
eine Geheimschrift und ihre Entzifferung;
die Einfältigkeit, mit der ein Mensch vor seiner alten Zifferns chrift steht, deren Schlüssel er vergessen hat;
das Erstaunen derer, die die ersten Werke der Buchdruckerkunst betrachteten;
Verhältnis der Schrift zur Buchdruckerei;
Abdruck;
der erste und letzte Abdruck einer stark gebrauchten Kupferplatte;
das Lesen der im Buchdruckerrahmen aufgesetzten Lettern statt ihres Abdrucks;
Buchstabe und Wort;
ein Wörterbuch;
Buch und Blätter eines Buches;
ein Buch mit sieben Siegeln;
ewig verschlossene Bücher;
ein Monogramm;
eine tabula rasa.

31. Familie.

Vater — Mutter — Bruder — Zwillingsbruder — Kinder;
die wahre mater rerum;
geringere Anverwandte;
die Rolle eines Kindes;
Beschwichtigung der Kinder durch Märchen von seiten der Amme;
ein schwacher und widerspenstiger Zögling.

32. Gesellschaft.

Herr und Diener;
der Lohnbediente, der vor dem Fremden hergeht;
Kuriere;
der Diener zweier Herren;
der Sklave;
das Abzeichen der Sklaverei;
der Sklavendienst;
ein Vertrauter, der nicht alles erfährt;
der Diktierer einer Antwort;
der Repräsentant;
eine Zigeunerhorde;
jemand, der in eine ihm gänzlich unbekannte Gesellschaft gerät, deren Mitglieder ihm immer eines das andere als seinen Freund und Vetter präsentiert;
unser Unvermögen, einem überschwenglichen Wohltäter ins Gesicht zu sehen.

33. Staat — Politik.

Der Beherrscher, Herr;
Souverän und Ministerrat;
der bloſse Lenker und Berater;
die oberste Behörde;
ein Diktator;
der Thron;
das Hintreten vor einen Fürsten;
die Unzulänglichkeit des Umgangs der Fürsten für den Pöbel;
Büſsung der Fehler von Fürsten durch das ganze Volk;

das Verhältnis geborener Fürsten zu den zahlreichen aus der Menge gewählten Repräsentanten des Volkes;

das Ministerium des Äufseren und Inneren;

ein Zepter aus hölzernem Eisen;

eine Aristokratie;

ein Adelsbrief;

ein Wappen;

ein ererbtes Landgut;

ein emeritus;

der langsame Eintritt des Sultans in den Diwan;

das Fläschchen Giftes unter dem prächtigen Schmuck und Gerät des orientalischen Despoten.

34. Gerichtsbarkeit.

Die Urteilsbefragung;

eine Zurechtweisung;

eine Strafe;

ein Pensum zum Abarbeiten;

Geschenk und Aufgabe;

ein Urteilsspruch;

Dokumente;

der Vatermord;

das Verhältnis einer Verletzung zum Mord;

eine Fessel;

das Abwerfen der Fessel;

eine Zuchthausarbeit;

dauernde Freilassung und eine kurze Feierstunde;

die Manumission vom Dienst;

das Toben eines Gefangenen gegen die Wände und Gitter seines Kerkers;

das Stofsen an die Mauer eines Kerkers mit einem Werkzeug;

einer, der seine Sache vor einem Gericht führt, dessen Beisitzer bestochen sind;

das Verhältnis eines Unmündigen zum Mündigen;

ein bei schwerer Verantwortlichkeit anvertrautes teures Pfand.

35. Markt — Gewerbe — Münze.

Ein Speicher gesammelter Vorräte;

Gewerbe;

Falsche Münzen — Spiel mit falscher Münze;
eine kurrente Münze;
Beschneidung der Münzen durch Gauner;
Rechenpfennige;
eine Zahlung, die man in lauter Kupferpfennigen zugezahlt erhält und dann noch quittieren mufs;
die Berufung auf den Stempel der klingenden Münze bei Einführung des Papiergeldes;
ein sicherer Wechsel auf lange Sicht;
eine erneuerte Verschreibung;
eine Bank, deren Assignationen den baren Fond zehnfach übersteigen;
eine Zettelbank;
Verhältnis des Papiergeldes zum baren;
ein Geschäft, das die Kosten nicht deckt;
eine Rechnung, die ohne Profit aufgeht;
Bankrott;
Geschenk und kontrahierte Schuld;
Kontraktion einer Schuld;
Abzahlung — Zinsen — Kapitalabzahlung;
ein geschäftsmäfsiges Expedieren und Depeschieren;
ein fortgesetzter Betrug;
falsche Juwelen und Ausleiher von Maskenanzügen;
Kinder auf dem Jahrmarkt.

36. Haus — Bau.

Ein Gebäude;
Erdgeschofs und oberste Stockwerke eines Gebäudes;
der Grundstein;
die Vormauer;
Pforte — Ausgangspforte;
die enge Pforte;
eine Scheidewand;
eine grofse Stufe — Stufenfolge — Abstufungen;
ein wankender Boden;
Unterschiebung eines neuen Fundaments unter ein fertiges Gebäude;
blinde Fenster;
Schlüssel;

Vorhängeschlösser aus Ringen mit Buchstaben;
Schließung sämtlicher Türen bis auf eine;
das Hereinkommen durch die Hintertür;
das Aufstellen und Stehenlassen eines gemalten Heiligen am Eingang;
Erklärung der Struktur eines Hauses aus der Zusammensetzung aus Backsteinen;
jemand, der um ein Schloß herumgeht, vergeblich einen Eingang suchend und einstweilen die Fassaden skizzierend;
ein Luftgebäude;
Stützen;
Sprossen einer Leiter.

37. Mannigfaltiges aus dem Menschenleben.

Menschliche Wünsche;
das Verlangen, daß ein Riese den Schuh eines Zwerges anziehe;
das Suchen des Trägen nach dem Stuhl;
unlöschbarer Durst;
Übergang von Wunsch zur Befriedigung, neuen Wünschen usf.;
die Langeweile;
Sonntag und Wochentage;
der starke Blinde, der den Sehenden auf den Schultern trägt;
das Boshaftwerden mancher Buckliger;
ein Mann, der, ehe er noch einen Bart hatte, einen falschen anklebte, späterhin seinen grau gewordenen Bart braun färben wird;
ein fauler Fleck;
ein Tor;
der Bauchredner;
einer, der eine Kugel gegen einen Felsen schießt;
ein bescheidener Bursche, der mit geringer Kost fürlieb nimmt;
ein hors d'oeuvre;
der Name Schüssel als Bezeichnung für das darauf Liegende;
zugedeckte, leere Schüsseln;
das Stecken in einem Sack;
eine Umarmung;
Umspannung mit einer Faust;
Verdeckung mit der Hand;

eine Auffrischung;
ein dementi;
ein incognito;
die Lösung eines Knotens;
eine Schnur, die durch Perlen geht;
das härene Hemd, das dem Eigner stete Beschwerde bereitet;
das alte, abgelegte Kleid;
eine Hülle;
das Almosen;
der Nachtwächter mit verstopftem Horn;
ein Busch, der ein Wirtshaus andeutet;
Schlüssel als Zeichen des Kammerherrn;
Leder als Zeichen der Bergleute;
das Verhältnis vom Kleide zum Leibe;
Schlingen;
ein Brett vor dem Kopf;
die Physiognomie;
ein Antlitz ohne Augen;
der Tod;
das caput mortuum;
die Einbalsamierung;
das Auftauchen aus dem schweren Lebensäther;
die Notwendigkeit, alles, was man tut, zu notieren, da man mit seiner Besinnung nicht ausreicht;
eine Anfrage;
ein Vorwand;
Kindheit und Alter;
Charakter der Jugend und des Alters;
ein patois du pays.

38. Das Weib.

Die rezeptive Natur des Weibes;
die Schwangerschaft;
der Aufputz der Alltagsgesichter von Mädchen durch den Putz;
eine spröde Schöne;
eine Hure;
ein lenocinium.

39. Kampf — Krieg.

Der Feind;
der Kampf;
ein schwerer Harnisch;
ein Scheinkampf;
zum Schein gegebene Schläge, die nie treffen;
Spiegelfechterei;
verschiedene Schützen;
der Wächter;
eine Vedette (Warte) (ausgeführtes Gleichnis);
die letzte Festung;
eine kleine Grenzfestung, deren Besatzung nicht heraus kann;
Einnahme einer uneinnehmbaren Festung durch Verrat;
eine Rebellion;
der Vorwurf gegen einen Fechtmeister, dafs er seinen Unterricht nicht mit einer moralischen Vorlesung gegen Mord und Totschlag eröffnet;
ein feiger Soldat, der dem von andern erschlagenen Feinde noch eine Wunde versetzt;
der Mutigere;
der Klügste einer geschlagenen Armee (der zuerst Davonlaufende);
das Aussehen einer schönen Gegend auf einem Schlachtfeldplan;
der sich dem Tode weihende Imperator, der seinen Speer unter die Feinde wirft.

XII. Epitheta ornantia. (Eine Auswahl.)

Die Epitheta folgen hier nach der Reihe der Werke Schopenhauers geordnet; und zwar stelle ich sie in zwei Gruppen auf, um die verschiedene Wirkung ans Licht zu ziehen, die Schopenhauer durch ein Beiwort oder durch Häufung der Epitheta erzielt.

a.

Der auf der Leiter des kosmologischen Beweises herangebrachte Gott. F. I, Wu., 10; G. III, 23.

In vornehm andächtiger Bewunderung. F. I, Wu., 15; G. III, 28.

Das bipedische Geschlecht. F. I, Wu., 120; G. III. 137.

Der idealistisch gesinnte Vogel Straufs. F. I, Wu., 121; G. III, 138.

Der schon in der Wiege judaisirte Gouverneur. F. I, Wu., 127; G. III, 144.

Inniger Ernst. F. II, XV; G. I, 15.

Die liebe Mittelmäfsigkeit. F. II, XXIX; G. I, 18.

Rasende Wortzusammenstellungen. F. II, XXV, G. I, 24.

Eine wohlbesoldete Kathederphilosophie. F. II, XXVII; G. I, 26.

Der laute Vortrag der Professoren F. II, XXIX; G. I, 27.

Ein erträumtes Unding (pleonastisch). F. II, 5; G. I, 35.

Die bestandlose Flucht der Zeit (pleonast). F. II, 11; G. I, 41.

Die ehrwürdige Einerleiheit. F. II, 30; G. I, 61.

Quaalvolle Deduktionen. F. II, 40; G. I, 70.

Das traurige Mittelalter. F. II, 57; G. I, 88.

Die geistermäfsige Allgegenwart der Naturkräfte. F. II, 158; G. I, 191.

Solche lügende Unmöglichkeit.
Ein verschwindendes Nichts. } (pleonast.) F. II, 242; G. I, 277, 276.

Ein dürftiges Wollen. F. II, 295, 379; G. I, 330, 410.

Ein so unermüdlich nachgesprochener Satz F. II, 412; G. I, 450.

Mit jüdisch-protestantischer Zuversicht. F. II, 457; G. I, 496.

Grimmer Willensdrang. F. II, 461; G. I, 500.

Wässerichte Sentimentalität. F. II, 469; G. I, 508.

Der Charakter des KANTischen Stils ist eine glänzende Trockenheit. F. II, 507; G. I, 547.

Rasende Wortgeflechte. F. II, 508; G. I, 549.

Die denkendsten . . . Schriftsteller. F. II, 598; G. I, 640.

Dieses glatt gekämmte Zeitalter. F. III, 103; G. II, 110.

Dies unsägliche Genügen an Worten. F. III, 159; G. II, 167.

Ueberschwängliche Naivetät. F, III, 610; G. II, 626.

Die Erdbeben . . . kleine schalkhafte Anspielungen auf die Möglichkeit der Zerstörung alles Lebenden. F. III, 670; G. II, 687.

Saubere Theophanien! F. III, 739; G. II, 758.

Ein dickbändiger Geschichtschreiber der Philosophie. F. IV, Wi., XXVII; G. III, 196.

Die gedeihliche Wirksamkeit der Philosophieprofessoren auf den Universitäten. F. IV, Wi., XXVII; G. III, 196.

Erwerbslustige Brodstudenten. F. IV, Wi., 146; G. III, 342.

Schmachtende Privatdocenten. F. IV, E., XVIII, G. III, 360.

Frevelhafter Angriff auf geheiligte Herzensüberzeugung. F. IV., E., 108; G. III, 488.

Ein apriorischer Kartenhäuserbau. F. IV, Wi., 143; G. III, 523.

Mit unsäglichem Genügen. F. IV, E., 147; G. III, 528.

Dieses kleine unschuldige Reich der Zwecke. F. IV, E., 166; G. III, 547.

Ein inquisitorieller Seitenblick auf das Gewissen. F. IV, E., 187; G. III, 568.

Spähende Neugier. F. IV, E., 201; G. III, 582.

Apriorische Seifenblasen. F. IV, E., 205; G. III, 586.

Die Herren von der lukrativen Philosophie. F. V, 120; G. IV, 135.

Engbrüstiger Kleinmuth. F. V, 235; G. IV, 252.

Möglichst natürlich mimisirte Gebärden. F. V, 487; G. IV, 512.

Die liebe Mediokrität. F. V, 491; G. IV, 516.

Eine habilitirte Erschleichung. F. VI, 40; G. V, 46.

Ein dumpfes Behagen. F. VI, 70; G. V, 79.

Die gelassen lächelnde Süffisance. F. VI, 240; G. V, 231.

Affenwürdige Weiberveneration. F. VI, 376; G. V, 365.

Die liebe Unwissenheit. F. VI, 376; G. V, 367.

Abgebrochenes Christenthum. F. VI, 415; G. V, 407.

Juckende Schreibefinger. F. VI, 545; G. V, 540.

Ein relatives Verstummen. G. N. II, 102.

Knollige Einfälle. G. N. II, 124.

Eine recht bierhausmäfsige Natürlichkeit. G. N. II, 145.

Eine gewisse bierhausartige Familiarität und Gemüthlichkeit. G. N. II, 146.

Eine gewisse gemüthliche Bierstubennaivetät. G. N. II, 175.

Auf dem Bauch liegende Parenthesen. G. N. II, 176.

Hochschwebende Abstrakta. G. N. IV, 378.

b.

Die abstrakte, diskursive, reflektive, an Worte gebundene und mittelbare Erkenntnifs (des Menschen); die blofs intuitive, unmittelbare, sinnliche Erkenntnifs (der Thiere). F. I, Wu., 110; G. III, 127.

Ueberlegt, prämeditirt, planmäſsig handeln.
Die eigentliche, lebendige, unvermittelte, nothwendige Erkenntniſs. } F. I, S. F., 8; G. VI, 22.

Ein schwieriges, perplexes und darum verdrieſsliches Thema. F. I, S. F., 40; G. VI, 55.

Die rechte, faktische, bündige und unabweisbare Widerlegung. F. I, S. F., 54; G. VI, 69.

Eine mechanische, krasse, Kartesianische, ja Demokritische Farbentheorie. F. I, S. F., 87; G. VI, 104.

Persönliche, amtliche, kirchliche, staatliche, kurz, materielle Interessen. F. II, XVIII; G. I, 17.

Das moderne, judaisirende, optimistische Christenthum.
Meine rücksichtslose und nahrungslose, grüblerische Philosophie.
Die nackte, unbelohnte, unbefreundete, oft verfolgte Wahrheit.
Die gute, nahrhafte Universitätsphilosophie. } F. II, XXVIII; G. I, 26.

Das starre unveränderliche Beharren des Raumes (pleonast.) F. II, 11; G. I, 41.

Alle ihre Erklärungen vom eigentlichen Wesen der Vernunft sind schwankend, nicht scharf bestimmt, weitläufig, ohne Einheit und Mittelpunkt, bald diese, bald jene Aeuſserung hervorhebend, daher oft von einander abweichend. F. II, 45; G. I, 75.

Eine schwankende, unbestimmte, unvollständige Angabe. F. II, 45; G. I, 76.

Die unwissende, in Dumpfheit befangene Menge. F. II, 55; G. I, 87.

Leblose, steife, manierirte Aftergeburten. F. II, 72; G. I, 103.

Ein so schwieriger auf Nadelspitzen einherschreitender Kantischer Beweis. F. II, 80; G. I, 112.

Des Eukleides stelzbeiniger, ja, hinterlistiger Beweis. F. II, 87; G. I, 118.

Der eben jetzt . . . wieder aufgewärmte, aus Unwissenheit sich original dünkende, rohe Materialismus. F. II, 146; G. I, 178.

Dergleichen krasse, mechanische, Demokritische, plumpe und wahrhaft knollige Theorien. F. II, 146; G. I, 179.

Die elektrischen, chemischen und mechanischen Physiologen. F. II, 168; G. I, 201.

Das komplicirte, vielseitige, bildsame, höchst bedürftige und

unzähligen Verletzungen ausgesetzte Wesen, der Mensch. F. II, 180; G. I, 213.

Jenes Stocken . . ., das sich als furchtbare, lebenserstarrende Langeweile, mattes Sehnen ohne bestimmtes Objekt, ertödtender languor zeigt. F. II, 196; G. I, 229.

Reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntnifs. F. II, 210f.; G. I, 244.

Ein ödes, finsteres, fremdes, feindliches Ansehen. F. II, 233; G. I, 268; N. IV. 102.

Die platte, optimistische, protestantisch-rationalistische, oder eigentlich jüdische Weltansicht. F. II, 299; G. I, 335.

Dumpfes, erkenntnifsloses, gesetzmäfsiges Streben der Masse. F. II, 302; G. I, 337.

Unsere ganz kalte und philosophische, vom Allgemeinen ausgehende und a priori geführte Nachweisung des im Wesen des Lebens begründeten unumgänglichen Leidens. F. II, 382; G. I, 419.

Mit weitem Munde und der Miene eines begeisterten Schaafes. F. II, 425; G. I, 463.

Flüchtige, gauklerische Wollüste. F. II, 441; G. I, 479.

Nur abstrakt und allgemein und daher kalt ist meine . . . Schilderung der Verneinung des Willens zum Leben. F. II, 453; G. I, 492.

Ein altes, eingewurzeltes, aller Untersuchung abgestorbenes Vorurtheil. F. II, 524; G. I, 564.

Hier hingegen ist Alles dunkel, verworren, unbestimmt, schwankend, unsicher. F. II, 528f., G. I, 569.

Die jetzt überall so unverschämt aufgetischte kolorirte Aether-Trommelschlag-Theorie. F. III, 33; G. II, 40.

Ein verschämter und daher verlarvter kosmologischer Beweis. F. III, 50; G. II, 57.

Einfältig, albern und schaafsmäfsig darein sehen. F. III, 84; G. II, 91.

Diese strenge, unermüdliche, überlästige Hofmeisterin Vernunft. F. III, 108; G. II, 115.

Ein lässiger, schlechter, oft auch noch affektirter und geschmackwidriger Stil. F. III, 134; G. II, 142.

Die Verdeutschungen der termini technici sind fast durchgängig lange, zusammengeflickte, ungeschickt gewählte, schlep-

pende, dumpftönende, sich von der übrigen Sprache nicht scharf absondernde Worte. F. III, 134; G. II, 142.

Ganz unausstehlich und dazu noch gemein und barbiergesellenhaft ist die Verdeutschung der anatomischen termini. F. III, 135; G. II, 142.

Wozu also jene ungeschickte, verwirrende, schleppende, ja abgeschmackte Verdeutschung? F. III, 135; G. II, 142f.

Ein gekniffenes, spitzmäuliges, dumpfes Konsonantengeräusch. F. III, 139; G. II, 146.

Die Gelenkigkeit und Leichtigkeit, wohl gar die Beflügelung seines Geistes.

Die Schwerfälligkeit, Steifheit, Lahmheit und bleierne Beschaffenheit seines Geistes.

} F. III, 158; G. II, 166.

Unbestimmte, sehr abstrakte, ungewöhnliche und schwer zu erklärende Begriffe. F. III, 159; G. II, 167.

Jene überaus mikroskopischen und mikrologischen Naturforscher — die Topfkucker der Natur. F. III, 198; G. II, 207.

Das zarte, bildsame, vertrauensvolle und gedankenlose Kindesalter.

Unter studirtem, feierlich ernsten Mienspiel.

} F. III, 208; G. II, 217.

Uebermüthige, triumphirende Eitelkeit, stolzes, höhnisches Herabsehen auf Andere, wonnevoller Kitzel des Bewuſstseins entschiedener und bedeutender Ueberlegenheit. F. III, 263; G. II, 272.

Das geschwätzige, gedächtniſslose, halb bewuſstlose, endlich ganz kindische Alter. F. III, 265; G. II, 274.

Das Menschengeschlecht, welches unablässig sich rührt, treibt, drängt, quält, zappelt und die gesammte tragikomische Weltgeschichte aufführt, ja . . . ausharrt in einer solchen Spottexistenz. F. III, 408; G. II, 420.

Das ritterliche, überspannte und phantastische Ehrenprincip.

Die abgeschmackte und lächerliche christlich-germanische Weiberverehrung.

Die faselnde und mondsüchtige hyperphysische Verliebtheit.

} F. III, 492; G. II, 505.

Ein behaglicher, nahrhafter, fetter Staat. F. III, 506; G. II, 519.

Ich bin kein Vielschreiber, kein Kompendienfabrikant, kein Honorarverdiener, Keiner, der mit seinen Schriften nach dem

Beifall eines Ministers zielt, mit Einem Worte, Keiner, dessen Feder unter dem Einfluſs persönlicher Zwecke steht. F. III, 527; G. II, 541.

Das Geschlechtsverhältniſs . . . ist die Ursache des Krieges und der Zweck des Friedens, die Grundlage des Ernstes und das Ziel des Scherzes, die unerschöpfliche Quelle des Witzes, der Schlüssel zu allen Anspielungen und der Sinn aller geheimen Winke, aller unausgesprochenen Anträge und aller verstohlenen Blicke, das tägliche Dichten und Trachten der Jungen und oft auch der Alten, der stündliche Gedanke des Unkeuschen und die gegen seinen Willen stets wiederkehrende Träumerei des Keuschen, der allezeit bereite Stoff zum Scherz, eben nur weil ihm der tiefste Ernst zum Grunde liegt. F. III, 588; G. II, 603.

Eine völlig perverse, verschrobene und entartete Menschennatur. F. III, 644; G. II, 660.

Eine flache protestantische Pastorenphilosophie. F. III, 672; G. II, 689.

Eine gute Religion für komfortable, verheirathete und aufgeklärte protestantische Pastoren. F. III, 718; G. II, 736.

Hoch aufgethürmte und nichtssagende Wortackumulationen. F. IV, Wi., XIV; G. III, 185.

Das hohle, seichte und langsam marternde Geträtsche. Ibidem.

Eine Hülle sehr abstrakter, abstruser und schwieriger, daher marternd langweiliger Formeln und Phrasen. F. IV, Wi., XV; G. III, 186.

Ein höchst verderblicher, recht eigentlich verdummender, man könnte sagen pestilenzialischer Einfluſs. F. IV, E., XVIII; G. III, 360.

Das dunkle, dumpfe, einseitige, direkte Selbstbewuſstsein. F. IV, E., 26; G. III, 405.

Unser altes, ehrliches, wohlbekanntes liberum arbitrium indifferentiae. F. IV, E., 86; G. III, 465.

Im schwierigsten, abstrusesten, kaum erreichbaren Gegenstande F. V, 11; G. IV, 23.

Man liebe die Wahrheit ernstlich und von ganzem Herzen, also unbedingt, ohne Vorbehalt, über Alles, ja, nöthigenfalls, Allem zum Trotz. F. V, 23; G. IV, 35.

Sinistre und heillose Fratzen. F, V, 401; G. IV, 423.

Der Ruhm ist nur das Sekundäre, das bloſse Echo, Abbild, Schatten, Symptom des Verdienstes. F. V, 424; G. IV, 446.

So rechte, liebe, wackere Leute. F. V, 474; G. IV, 498.

Das werthe und zarte Selbst. F. V, 478; G. IV, 502.

Wir sind . . . bloſs zeitliche, endliche, vergängliche, traumartige, wie Schatten vorüberfliegende Wesen. G. V, 59 (bei Frauenstädt fehlt die Stelle).

Gevatter Schneider und Handschuhmacher . . ., . . . mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften . . . Verstande. F. VI, 274; G. V, 266.

Unsere faden, hohlen, verblasenen und ekelhaft süſslichen modernen Aesthetiker. F. VI, 470; G. V, 462f.

Das Drama von politischer, mit den momentanen Grillen des süſsen Pöbels liebäugelnder Tendenz. F. VI, 472f., G. V, 465.

Eine gezwungene, andressirte, demütige, schleichende Bettlergebärde. F. VI, 484; G. V, 477f.

Die weitschweifigen, die nichtssagenden, die schielenden, zweideutigen, oder gar falschen und irreführenden Titel (von Bürgern). F. VI, 540; G. V, 534.

Hochtrabender, aufgedunsener, pretiöser, hyperbolischer und acrobatischer Stil. F. VI, 556; G. V, 552.

Regelwidrige, geschrobne, verdrehte, holprige, geschmacklose und halb sinnlose Perioden. G. N. II, 119.

Ein steifes ungeschicktes Perückendeutsch. G. N. II, 127.

Der dumpfe, besinnungslose, taumelnde Pöbel. G. N. IV, 41.

Rechtgläubige, gottselige Philosophen. G. N. IV, 76.

XIII. Schimpfwörter.

Unter den überaus zahlreichen Schimpfwörtern Schopenhauers wähle ich nur die Angriffe gegen die Spekulativen, und zwar gegen Schelling, Fichte und Hegel, heraus und füge ihnen ein Register der schmähenden Epitheta gegen die Literaten an. Jacobi, Schleiermacher, „die Pfaffen", die „Philosophieprofessoren", Astronomen, Physiker (vor allem Frankreichs), die bigotten Engländer, die Juden usw. sind, was das Schimpfwort anbetrifft, nicht stiefmütterlich behandelt worden. Allein eine bloſse Registrierung der Scheltwörter scheint mir nicht fruchtbringend genug. Das Scheltwort bei Schopenhauer müſste einmal einer besonderen Betrachtung unterzogen werden.

Chronologische Ordnung der Schimpfwörter gegen Fichte, Schelling und Hegel.

1813:

Dissertation: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde“.

Kein Schimpfwort.

1815:

„Ueber das Sehn und die Farben“.

Die Angriffe richten sich gegen Newton, englische und französische Physiker. Das Thema bot keinen Anlaſs zu Ausfällen gegen die Spekulativen.

1818:

„Die Welt als Wille und Vorstellung“, Bd. I.

I. Gegen Fichte:

a) Person:

Scheinphilosoph, Nachahmer, Spiegelfechter, Windbeutel, dreist, gedankenlos.

b) Philosophie:

Sophisma, dunkel, sinnlos, bloſser Hokuspokus, Gefasel, Scheinphilosophie, Spiegelfechterei, unsinniges Wischiwaschi, nichts als entsetzliche und noch obendrein höchst langweilige Windbeuteleien, die Windbeutelei intellektualer Anschauung, nur eine unter dem Imponiren durch vornehme Miene (mit hohen Augen), Bombast und Gallimathias maskirte Rückkehr zur Rohheit der gemeinen Ansicht.

II. Gegen Schelling:

Er führte die Philosophie in der Richtung weiter, die Fichte ihr gegeben hatte.

III. Gegen Hegel:

a) Person:

Plump, platt, von gröſster Frechheit; der plumpe und geistlose Hegel.

b) Philosophie:

Unsinn, baarer Unsinn, sinnlose, rasende Wortgeflechte, unsinnige Afterweisheit, philosophische Charlatanerie, Hanswurstiade.

1835:

„Ueber den Willen in der Natur".

I. Gegen Fichte:

Er hielt Ueberbieten immer für Uebertreffen; Kant und Fichte = Ἡρακλης και πιθηκος.

II. Gegen Schelling:

Seine Manier war, a priori zu finden, was er a posteriori gelernt hatte.

III. Gegen Hegel:

a) Person:

Vergleich mit einem Tintenfisch.

b) Philosophie:

Mystifikation, absoluter Unsinn, davon 3/4 baar und 1/4 aberwitzige Einfälle.

1837:

„Preisschrift über die Freiheit des Willens."

I. Gegen Fichte:

Unfähig, Kant zu fassen.

II. Gegen Schelling:

a) Person:

Schelling steht zu Kant wie Amerigo zu Kolumbus, unredlich, kramt pomphaft Kantischen Reichthum als eigene Waare aus.

b) Philosophie:

Ihr Vortrag ist undeutlich, ihr Ton dreist.

III. Gegen Hegel:

a) Person:

Minister-Kreatur, er will imponiren, verdutzen, mystifiziren, dem Leser Sand in die Augen streuen, durch ihn hat die Philosophie die tiefste Stufe der Erniedrigung erreicht.

b) Philosophie:

Hohlster Wortkram, unsinnigster Gallimathias.

1839:

„Preisschrift über die Grundlage der Moral.“

I. Gegen Fichte:

a) Person:

Talentmann, Windbeutel, unredlich, Hanswurst, Kants lebendiger Superlativ, Kants Karikatur, philosophisch roh und nicht in den Elementen der philosophischen Erkenntniſs unterrichtet.

b) Philosophie:

Wissenschaftsleere, lächerlichste Pedanterei, der Ton ist pedantisch, triviale Dinge breit demonstrirend.

II. Gegen Schelling:

Talentmann, unredlich.

III. Gegen Hegeil:

Der sehr viel tiefer stehende, plumpe, geistlose Scharlatan Hegel.

1840:

Beide Preisschriften erscheinen als „Die beiden Grundprobleme der Ethik“.

I. Gegen Fichte:

Ich habe ihn als einen Talentmann hoch über Hegel gestellt, Windbeutel, Gaukler.

II. Gegen Hegel:

a) Person:

Ein sehr gewöhnlicher Kopf, aber ungewöhnlicher Scharlatan, Absurditätenlehrer, Philosophaster, Gaukler, Tollhäusler, Spaaſsphilosoph, dieser Scharlatan, vornehmer Sünder, Papier-, Zeit- und Kopfverderber, Minister-Kreatur, so ein sublimer, hyper-transscendenter, aerobatischer und bodenlos tiefer Philosoph, frecher Angreifer und Aufdringer des Falschen, Schlechten und Kopfverderbenden, Unsinnschmierer, ihm mangelt der gemeine Menschenverstand, albern, dummdreist, von höchst verderblichem, recht eigentlich verdummendem, man könnte sagen pestilenzialischem Einfluſs.

b) Philosophie:

Eine kolossale Mystifikation, hohlster, sinnleerster, gedankenlosester Wortkram, frevelhafter Mifsbrauch der Sprache, aus der Luft gegriffen, ein Monstrum, eine blofse Parodie des scholastischen Realismus und Spinozismus, Unsinn, als bodenloser Tiefsinn erscheinend, Albernheit, Alteweiber- und Rockenphilosophie, unsinnigster Gallimathias, der jemals, wenigstens aufser dem Tollhause, gehört wurde, aller Menschenvernunft Hohn sprechender Gallimathias, Unsinnslehre, Unsinnsschmiererei, Wortgebäude, Abrakadabra, nonsensikalische Aussprüche, diese Pest der deutschen Literatur.

1844:

2. Auflage des I. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung", Beendigung des II. Bandes.

I. Gegen Fichte:

Berühmter Sophist, Windbeutel, Vater der Scheinphilosophie und der unredlichen Methode, Täuscher, Imponirer, Uebertölpeler, Mann des Scheins, Pseudophilosoph.

II. Gegen Schelling:

a) Person:

Berühmter Sophist, Mann des Scheins.

b) Philosophie:

Pseudophilosophie, infolge des Stils marternd langweilig; Windbeutelei.

III. Gegen Hegel:

a) Person:

Berühmter Sophist, Mann des Scheins, geistiger Kaliban, widerlicher Philosophaster, Afterphilosoph, plumper Scharlatan, ein widerlicher geistloser Scharlatan, ein gemeiner Kopf, beispielloser Unsinnschmierer. — Über seinen Kopf: F. II, XXVI; G. I, 24.

b) Philosophie:

Unsinn, Gipfel der Scheinphilosophie, der unredlichen Methode, sinnloser Gallimathias, Narrenspossen, Dreistigkeit, blofser Wortkram, kopfverderbender, baarer Unsinn, hohlster Wortkram, armsäligste Sophismen, Afterphilo-

sophie, geistesverderblich und verdummend, die miserable Hegelei, diese Schule der Plattheit, Heerd des Unverstands und der Unwissenheit, diese kopfverderbende Afterweisheit, rasende Wortzusammenstellungen, läppischer Aberwitz, das Absolutum: ein Kabinettstück für Philosophieprofessoren, ekelhaft, langweilig, daſs dem Leser übel wird.

1847:

Umarbeitung der Dissertation.

I. Gegen Fichte:

Die Fichtesche Philosophie, nicht einmal der Rede wert, Scheindemonstrationen, Possen, Schikane, unverständlich, Unsinn, Täuschungen, Wissenschaftsleere, Windbeutelei.

II. Gegen Schelling:

Dreistes, vornehmthuendes Schwadroniren, ein leichtfertiges In-den-Tag-hinein-Schwätzen.

III. Gegen Hegel:

a) Person:

ein plumper Scharlatan, ein so durchweg erbärmlicher Patron, gemeiner Scharlatan, unser theurer Hegel, diese philosophische Minister-Kreatur, ein geistloser, Unsinn schmierender, die Köpfe durch beispiellos hohlen Wortkram, von Grund aus und auf immer, desorganisirender Philosophaster, frecher Unsinnschmierer, der frechste von allen, der bekannte Scharlatan Hegel.

b) Philosophie:

Unsinn, Philosophasterei, monstrose Amplifikationen des ontologischen Beweises, ekelhafter Wortkram, marternd langweilig, platt, Rockenphilosophie, Narrenspossen, Lügen, hochtrabender, konfuser, hohler Wortkram, baare Lüge, unerträglich langweiliges Gekaue, unfruchtbares Gesaalbader.

1850:

Beendigung der „Parerga und Paralipomena.“

I. Gegen Fichte:

a) Person:

Unredlich, frank und frech, Windbeutel, Pseudophilosoph,

bloſser Sophist, Nachäffer, Strohkopf, Manierist, Scheinphilosoph, seine Miene: studentenverblüffend.

b) Philosophie:

Er sucht Kant zu überbieten, brachte eine bloſse Karikatur der Philosophie zu Tage, Windbeuteleien, Mystifikation, Gallimathias, sein verschmitzter Kniff, dunkel d. h. unverständlich zu schreiben, aerobatischer Gang, sein „Ich" eine habilitirte Erschleichung, Maske der Unverständlichkeit, unnützer Wortschwall, ein unermüdliches, klappermühlenhaftes, betäubendes Gesaalbader, Wortkram.

II. Gegen Schelling:

a) Person:

Seines Vorgängers würdig, Nachäffer, Manierist, unredlich, Scheinphilosoph.

b) Philosophie:

Windbeuteleien, Taschenspielerstückchen.

III. Gegen Hegel:

a) Person:

Nachäffer, Scheinphilosoph, Manierist, eine philosophische Minister-Kreatur, frech, Spott der Nachwelt, Hanswurst Schellings, dieser perniciöse Mensch, Alltagsmensch, Bierwirthsphysiognomie, Unsinnschmierer, unverschämter Scharlatan, geist- und geschmackloser Scharlatan, plumper und ekelhafter Scharlatan, ein ganz erbärmlicher Scharlatan, platter, geistloser, ekelhaft-widerlicher, unwissender Scharlatan.

b) Philosophie:

Die skandalöseste philosophische Scharlatanerie, Unsinn, Afterweisheit, Karikatur, absoluter Nonsens, frech, ekelhaft, objektives Gedankenautomaton, Afterphilosophie, absolute Unsinnsphilosophie, ekelhafter Hegeljargon, jämmerliche Kathederhanswurstiade, Scharlatanismus, beispiellose Frechheit, Aberwitz, hingeschmierter Unsinn, absoluter Gallimathias, wirkendes Vomitiv.

1854:

Neue Auflage der Schriften „Ueber den Willen in der Natur“ und „Das Sehn und die Farben“.

Die Angriffe richten sich nur gegen die Philosophieprofessoren im allgemeinen.

Die nachgelassenen Werke bringen nichts Neues.

Eine Blütenlese der Schimpfwörter gegen die Literaten.

Allmessentliche Bücherfabrikanten, Schreiber, Schreibgesindel, Lohnsudler, diese Tröpfe, stumpfe Tölpel, Esel, Druckschreiber, Stiefelwichser, Lumpenhunde, Sudler, Gauner, Winkelsudler, Hundsfotte, so ein schmierender Lump, litterarische Handwerksburschen, litterarische Schurken, Buchhändlerhausknechte, Hundsfotte, Zeitungsschreiber, Buchhändlerlöhnlinge, sauberes Pack, Brod-Skribenten, Schusterjungen, Federvieh, Skribler, lumpigste Lumpen, gemeine Naturen, Halbvieh, Pack-Pack-Pack mit seinen tierischen Mäulern, Dreckfeger, infame Litteraten, Pachydermata, erzgemeine Judenjungen, Schaafsköpfe, Huronen und Karaiben, schaale (fade) Theetischlitteraten, langbärtige Gezwerge, feile Deutsche Tintenklexer, Lohnschreiber, sprachverhunzende Litteraten, Herr Skriblerus, Herr Schmieracius, impotente Langbärte, erbärmliche, lumpige Knicker und unvernünftiges Vieh, Buchstabenzähler, Herr Dickohr und Comp., Silben- und Buchstabenknicker, tintenklexende Lohnbuben, Queerköpfe, litterarisches Gesindel, Gelichter, unwissendes Litteratenpack, Schiefköpfe usw.

XIV. Fremdwörter.

Es sind hier nur die Fremdwörter aufgeführt, die keine termini technici irgendwelcher Wissenschaft sind (Schopenhauer hat z. B. viele medizinische und mineralogische Kunstausdrücke), und unter ihnen wählte ich die heraus, die einerseits wenig gebräuchlich sind, andererseits mir unübersetzbar erschienen. Ein (L.) bezeichnet „Lieblingswort“.

Abstruiren
abstrus
absurd (L.)
accessorisch
accouchiren
acquiesciren
acrimonia
aerobatisch (L.)
Aeternität
Affabilität
aggregativ
Agilität
aisance
Akme
Akribologie
aktuirt werden
Allusion
Annihilation
Anonydon
ἀοιδος
appretiren
arbiträr
Archaeus
Aseïtät
Atrocität
auster
Balourdise
quelles bamboches!
binär
bipedisch
bipontinisch
bouts-rimés
cessiren
Champolion
cirkumspekt
sich contentiren
deconcertirt
Deisidämonie
Dekrepität
Delirament
Demokolaken
Demolition
deplorabel
Desorientation
desultorisch
Deterioration
deterioriren
Diatribe
Διϊπετης
Dignitär
Dignität
Dilapidation
dilapidiren
diluiren
„was man auf Englisch disappointment nennt“
diskreditabel
diskretionär
Diskrimination
diskulpiren
divagiren
Diversion
Diversität
Duplicität
Dyas
Efflorescenz
῾Ηγημονικον
eklipsiren
Ektypos
eludiren
emblematisch
Emolument
Empyreum
endemisch
Enkomien
enkratistisch
Enthymem
enucleate
Enuntiation
ephemer (L.)

ephemerisch
Epopte
erotematisch
Eskrokerie
estime sur parole
Eudämonologie
Euthanasie
Evaporation
evaporiren
excitiren
hinaus- } exegesiren
weg- }
Exemption
eximiren
explicit
exploriren
exstirpiren
farrago
fastidiös
fatidik (L.)
Favoritautor
Ferocität
Figurant
Fulguration
futil (L.)
Futilität
Gambole
Gazettier
grabuge
Grammaticität
haranguiren
hodegetisch
Homogeneïtät
Humilitiv
hybrid
Hyperphysik
Hypostase
hypothesiren
ὕπουλος
Idololater
Idololatrie
Illuminismus
illustre
Imbecillität
Implement
impliciren
Importunität
indefinit
indigen
Indissolubilität
inkohärent
inkommensurabel
Inkommensurabilität
inkompatibel
Inkompatibilität
inkompressibel
Inkonsistenz
die Inkunabeln
inquiniren
insidiös
insipid
Integument
Intellektuiren
„intentionell oder virtuell, potentia, nicht actu vorhanden" (also kein deutsches Wort!)
Intermission
intim (im Gegensatz zu „opak")
intimidiren
intrikat (L.)
Intussusception
irrelevant
irrespirabel
kakodämonologisch
ein Kalpa
Kapazität (für Schmerz)
Kaption
karnivor
Kathartikon
kohibiren

Kollektaneum
kollimiren
kompetiren (L.)
Kompetitor
kompletiren
kompressibel
Kompressibilität
Kompressor (als Gegensatz zu „Faktor“)
komprimabel
koncis
Kondensator (der Freuden)
Konkrement
konkresciren
konsensuell
konspiriren
Konsubstanzialin
Kontagiosität
kontragiren
kopios
Korporisation
Korrolarien (L.)
kyriologisch
Latreia
lenocinium
letal
Lokomotivität
Lokubration
lukulent
Malignität
Mannequin
Manumission
μηχανη
medioker (L.)
Menstruum
mental
Metastase
migriren
Mikrologie
mimisiren
minutiös
mirakulös
Monomanie
monstros, monströs (L.)
Monstrosität
mordicus
mortificiren
Myops
Mystifikation (L.)
Nänie
in den Tag hinein naturalisiren
Necessitation
necessitiren (L.)
Niaiserie (L.)
au niveau
noluntas (Papias, Augustin)
nonsensikalisch
νουτεϑησις
Nutrition
oblitteriren
Obsequiosität
Obskurant
obstruiren
Oligograph
Ontotheologen
opak (L.)
Pachyderma
Paenidentität
palpabel (L.)
Panakeion (L.)
paralysiren
paraphrastisch
Parrhesia
patois
Peirastik
Penetration
peremptorisch
perenniren
perhorresciren
permeabel

pernicios
perpetuiren
Perpetuirung
Perplexität
persiffliren
Perversität
petrificiren
Petulanz
durchphantasiren
φιλαυτος
Phtheiriasis
piaculum
pikiren
plan
Plasticität
Platitüde
pompös
Pönitenz
portentos
portentum
Präambel
Prädikament
Pragmaticität
prädominiren
Präjudiz
Präkon
präkonisiren
Präliminarkenntnisse
Präponderanz
prävariciren
prekär
preziös (pretiös)
Preziosität
de bonne prise
problematisch
Prodromus
prolifik
Prolifikation
Prolusion
propelliren
Prosopopeia
prosperiren
Prosperität
provokant
das punctum pruriens
Rabulist
Radotage
radotiren
raffiniren
Rationalität
Receſs
regrettiren
rekomponiren
remora
remorse
Reperkussion
Repudiation
reputinisch
Resorbtion
respirabel
Respiration
Ressource
restituiren
Restriktion
Glaube an eine einstige Retribution (!)
retorquiren
retrograd
Revelation
reveliren
rhapsodisch
rockiren
roturier
rudimentarisch
Rumination (L.)
ruminiren (L.)
Sagacität
salva venia
scientifisch
Scurra

secerniren
sekretiren (L. GOETHE)
Sekretirungsmethode
Sideroxylon
Simultaneïtät
sinciput
sinister
skrutiniren
das Sollicitirtwerden
somatisch
sophisticiren (KANT)
heran- } sophisticiren
hinweg- } sophisticiren
Sophistikation (KANT)
Spicilegium
stigmatisiren
stöchiometrisch
Stratagem (L.)
stringend (am stringentesten)
stultificiren
stupend
sublim
Sublimation
sublimiren
subornirt
Subreption
subsidiarisch
Substitut
succincte
Suffisance
suffokirend
Suffragium
Superstition
superstitios
Supposition
supprimiren
supralunarisch
temporell
Tenacität
tête levée
theorematische Träume
Threnodie
tingiren (L.)
traditionell d. i. abgeschrieben
transsudiren
trätabel
traversiren
Tremulant
ex tripode
Turgescenz
Ubiquität (scholastisch)
Unanimität
unificiren
Uniformität
Urbanität
urgiren
vag
Velocität
Ventriloquismus
Vesikatorium
vikariren
vindiciren
Volubilität.

XV. Namenregister.

G. Pätzsche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

